

Österreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang IX.

1895. 1895.

Herausgegeben und redigiert

von

A. Mayer-Wyde.

17. Band, 6. Heft.

Wien.
Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.
XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6.

Inhalt.





Volkswirtschaftliche Rückblicke auf die Lemberger Landesausstellung 1894.

Von Dr. Stanislaus Głąbinski.

(Schluss.)

Lemberg.

Die Erfolge der fortschrittlichen Bewegung in der galizischen Landwirtschaft sind umso dauerhafter und wertvoller, als sie nicht etwa künstlich eingeimpft, sondern gewissermaßen von unten, auf Anregung der Landwirte selbst errungen wurden. Den Grundstein zu denselben hat die rege und verdienstvolle Wirksamkeit der galizischen Landwirtschaftsgesellschaft gelegt, welche sich an allen fortschrittlichen Bestrebungen der Landwirte anregend und fördernd betheiligte. Sobald sie nach langjährigen vergeblichen Bemühungen des polnischen Adels im Jahre 1845 ins Leben gerufen ward, hat sie sich zur wichtigsten Aufgabe gestellt, auf die Hebung und Verbreitung der wirtschaftlichen Fachkenntnisse im Lande hinzuwirken. Diese Aufgabe verfolgte sie mit Einsicht und Ausdauer durch Herausgabe und Verbreitung von Fachschriften, darunter einer periodischen Zeitschrift, ferner mittelst Gründung und Förderung von landwirtschaftlichen Schulen sowie durch Veranstaltung von Specialausstellungen und der allgemeinen Lemberger Landesausstellung vom Jahre 1877, welche den Ausgangspunkt zum allseitigen wirtschaftlichen Erwachen und Wiederaufleben Galiziens bildete. Auch an dem Zustandekommen der hier in Rede stehenden Landesausstellung hat sie thätig mitgewirkt und sich durch Veranstaltung der landwirtschaftlichen Abtheilung und der zeitlichen Viehausstellung rühmlich ausgezeichnet.

Seitdem der Landtag und die Landesorgane mit der Obsorge für die Landescultur auf Grund der Landesordnung betraut worden sind, hat sich zwar der Wirkungskreis der Landwirtschaftsgesellschaft eingeengt, dafür aber hat sie noch mehr an Thatkraft gewonnen. Gegenwärtig bildet sie eine Berufscorporation, der es obliegt, die Interessen der Landwirte dem Staate und Lande gegenüber zu vertreten und für zweckmäßige Vertheilung und Verwendung der zur Hebung der Landwirtschaft und Viehzucht gewährten Staats- und Landessubventionen Sorge zu tragen. Neben dieser Corporation spielte in der neuesten Geschichte der galizischen Landwirtschaft noch ein anderes Institut eine hervorragende Rolle und zwar die auf Antrag der galizischen Landesstände nach Überwindung mancher Hindernisse und politischer Bedenken im Jahre 1841 gegründete ständische Creditanstalt, heutzutage galizischer Boden-Creditverein. Dieselbe war die allererste Creditanstalt Österreichs, welche auf dem Principe der Association basierte, und hat sich als einzige und reichliche Quelle des billigen Hypothekarcredites unvergleichliche Verdienste um die Landwirtschaft Galiziens erworben.

Die Bestrebungen des galizischen Landtages und Landesausschusses auf dem Gebiete der Land- und Forstwirtschaft sind ebenfalls in erster Reihe auf Förderung der Fachkenntnisse gerichtet. Die betreffenden Landesauslagen für Fachschulen, Stipendien, Subventionen, Versuchsstationen und Wanderunterricht steigen von Jahr zu Jahr in rascher Progression. Im Jahre 1894 hatten dieselben die Summe von 300.000 Gulden bereits überschritten, während sie zur Zeit der Lemberger Landesausstellung vom Jahre 1877 nicht einmal die Höhe von 50.000 Gulden erreichten. Von Fachschulen unterhält gegenwärtig das Land die höhere landwirtschaftliche Anstalt in Dublany, in welches Institut nur Hörer mit Hochschulvorbildung aufgenommen werden, eine Mittelschule in Czernichów, eine forstwirtschaftliche Lehranstalt in Lemberg und sechs Ackerbauschulen niedriger Kategorie. Überdies wird die Staats-Veterinärschule in Lemberg aus dem Landesfonds subventioniert. In allerletzter Zeit hat der landwirtschaftliche Unterricht in Galizien eine mächtige Förderung von Seite der Regierung erfahren durch die im Jahre 1891 erfolgte Eröffnung und entsprechende wissenschaftliche Ausstattung des landwirtschaftlichen Studiums an der Krakauer Universität.

Unter den sonstigen Bestrebungen des Landes, welche auf die Hebung der Landwirtschaft unmittelbar abzielen, erwähnen wir hier

noch die Unterstützungen der landwirtschaftlichen Vereine und der rationellen Viehzucht, ferner die Bodenmeliorationen und Flussregulierungen, welche die Finanzkräfte des Landes stark in Anspruch nehmen. Bis zum Jahre 1894 wurden in Galizien 26 öffentliche Meliorationen und Regulierungsunternehmungen mit einem Gesammtaufwande von ungefähr 8 Millionen Gulden auf Staats- und Landeskosten in Angriff genommen, darunter 12 Unternehmungen erfolgreich vollendet. Für das laufende Jahr werden in der Rubrik der Bodenmeliorationen die Ausgaben des Landesfonds in der Höhe von 589.657 fl. präliminiert. Um den Landwirten die Bodenmeliorationen zu erleichtern, sind in neuester Zeit die Landes-Culturingenieure mit der Aufgabe betraut worden, auf Verlangen der Interessenten unentgeltlich die Localbeschau der betreffenden Grundflächen vorzunehmen, die Pläne und Kostenüberschläge der Entwässerungen, Drainagen und Irrigationen zu besorgen und die Arbeiten zu beaufsichtigen. Trotzdem ist es ungemein schwierig, die Drainagefrage, welche in den meisten Bezirken Galiziens beinahe zur Lebensfrage der Landwirtschaft geworden ist, im größeren Maßstabe in Fluss zu setzen, weil die besten Absichten der Landwirte an ihrem Capitalmangel und an der Überschuldung des Bodens scheitern müssen. Erst eine rationelle Organisation des Meliorationscredites dürfte imstande sein, diese wesentlichen Hindernisse zu beseitigen, und es muss als eine der wichtigsten Aufgaben der Wirtschaftspolitik für Galizien angesehen werden, eine solche Organisation in der nächsten Zukunft ins Leben zu rufen.

Im engen Zusammenhange mit der Landwirtschaft stehen in Galizien bis nun alle diejenigen Industriezweige, welche mit dem Namen der „landwirtschaftlichen Industrie" bezeichnet zu werden pflegen, die jedoch in den Abendländern, wo die Theilung der Arbeit und der Berufe viel weiter vorgeschritten ist, sich zumeist von der Landwirtschaft losgelöst haben. In Galizien haben sie ihren agricolen Charakter noch im ganzen bewahrt, wiewohl manche von denselben, so die Mühlenindustrie, Branntwein- und Bierproduction, sich im Übergangsstadium zum Großbetriebe befinden.

Die galizische Mühlenindustrie ist in neuester Zeit in erfreulicher Entwicklung begriffen, sie steht jedoch noch lange nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe. Der Schwerpunkt derselben beginnt bereits, sich zugunsten des Fabriksbetriebes zu verschieben, welcher die Existenz kleiner landwirtschaftlicher Mühlen schon ernsthaft gefährdet. Im Jahre 1890

betrug die Zahl der größeren Mühlunternehmungen in Galizien 118, welche ungefähr 2000 Arbeiter beschäftigten und 1,933.000 *q* Mehl, Mehlproducte und Abfälle producierten. Die Zahl der kleineren Wasser-, Wind- und Schiffmühlen dürfte insgesammt 3500 nicht übersteigen und ihre Gesammtproduction hält so ziemlich derjenigen der Mühlenunternehmungen das Gleichgewicht. Im Jahre 1884 wurde die Gesammtproduction sämmtlicher Mühlen in Galizien auf 3,356.434 *q* im Werte von 30,790.970 fl. geschätzt. Die Entwicklung der galizischen Mühlenindustrie geht überhaupt nur schrittweise vonstatten, weil sie einen äußerst schweren Concurrenzkampf gegen die großartigen Unternehmungen Ungarns zu bestehen hat, welche anerkanntermaßen die Mühlenindustrie von ganz Europa durch ihre Dimensionen und technische Ausrüstung überflügelt haben.

Auch die in Galizien hoch entwickelte Spiritusindustrie hat ihren landwirtschaftlichen Charakter kaum eingebüßt und unterscheidet sich dadurch wesentlich von der Spiritusindustrie Böhmens, welche ihr zwar seit allerletzter Zeit in Bezug auf die Productionsmenge nicht nachsteht, zur Hälfte aber bereits dem Großbetriebe angehört. Dieser Industriezweig hat für Galizien eine weit über seine sonstige Bedeutung hinausgehende Tragweite. Denn in Ermanglung anderer Industriezweige vertritt er hier auf dem Lande einzig und allein die wirtschaftlichen Vortheile der Industrie überhaupt, indem er einerseits die schweren und in manchen Gegenden sonst kaum verwertbaren Producte, wie Holz und Kartoffeln, an Ort und Stelle verwertbar macht, den Fortschritt der Landwirtschaft und Viehzucht ermöglicht, anderseits aber das Aufkommen und die Einbürgerung verwandter Nebenindustrien und zwar der Spiritusraffinerien, der Liqueur-, Essig-, Presshefe- und Malzfabrication im Lande fördert.

Das goldene Zeitalter der galizischen Spiritusindustrie ist zwar schon längst verstrichen, sie erfreut sich jedoch auch heutzutage eines blühenden Zustandes. Während im Jahre 1836 in Galizien ungefähr 4000 Branntweinbrennereien im Betriebe waren, ihre Gesammtproduction mitunter 2 Millionen Eimer erreichte und gewöhnlich zwei Drittheile der Gesammtproduction Österreichs ausmachte, waren im Jahre 1892/93 lediglich 598 Brennereien im Betriebe und erzeugten insgesammt 485.239 *hl* Alkohol, beiläufig ein Drittheil der Gesammtproduction Österreichs. In diesen Zahlen spiegelt sich sowohl der allmähliche Auflösungsprocess ab, den kleine Kesselbrennereien im Laufe unseres Jahrhunderts erfahren haben, als auch der wirkliche

Rückgang in der Productionsmenge Galiziens, welcher auf die steigende Concurrenzkraft der Fabriksbrennereien, auf die Abnahme der Consumtion und des Exportes sowie auf die Beseitigung des Pauschalierungssystems in der Besteuerung zurückzuführen ist.

Die Ausstellung der galizischen Spiritusindustrie, welche sehr sorgfältig und planmäßig vom Verein polnischer Spiritusbrenner veranstaltet wurde, hat zur Genüge dargethan, dass die polnischen Spiritusbrenner in technischer und wissenschaftlicher Beziehung auf der Höhe ihrer Aufgabe stehen und in einer geistreichen Weise es verstanden haben, bei der Anwendung der Errungenschaften moderner Technik den Eigenthümlichkeiten und Bedürfnissen landwirtschaftlicher Brennereien Rechnung zu tragen.

Von sonstigen Spiritusindustrien waren die Spiritusraffinerien und Liqueurfabriken auf der Ausstellung zahlreich und stattlich vertreten. Im Jahre 1890 besaß Galizien 24 größere Spiritusraffinerien, welche 178 Angestellte und Arbeiter beschäftigten und 44.870 *hl* rectificierten Spiritus erzeugten. Von Liqueurfabriken hat der Lemberger Handelskammerbezirk 7 Unternehmungen ausgewiesen, welche insgesammt 39 Personen beschäftigten. Die Presshefe-, Essig- und Senffabrication ist zwar in Galizien vertreten, jedoch schwach entwickelt.

Galizien bietet die günstigsten natürlichen Bedingungen für die Bierbrauerei, indem hier die Gerste vortrefflich gedeiht und von den Bierbrauern der ungarischen vorgezogen wird. In manchen Gegenden hat sich auch die Hopfenproduction rasch entwickelt und weist in Galizien im letzten Jahrzehnt eine Zunahme von 168% gegen das vorletzte auf. Trotzdem hat die galizische Bierbrauerei bisher den erwünschten Aufschwung nicht genommen und arbeitet fast ausschließlich für den localen Consum, der auf dem Lande, besonders in Ostgalizien, durch den allgemein verbreiteten Branntweinconsum zurückgedrängt wird. Eine rühmliche Ausnahme bildet die vor fünfzig Jahren gegründete und auf mehreren Weltausstellungen ausgezeichnete Bierbrauerei in Okocim, welche in das weite Ausland, ja sogar nach Südamerika Bier ausführt und sich des besten Rufes im internationalen Handel erfreut. Im Zeitraume 1850 bis 1892 ist die Bierproduction Galiziens auf das Doppelte, von 412.000 auf 861.000 *hl* gestiegen, dagegen die Zahl der in Betrieb stehenden Bierbrauereien in demselben Verhältnisse und zwar von 365 auf 153 gesunken. Es hat sich somit in diesem Industriezweige derselbe Entwicklungs-

process zugunsten des Großbetriebes vollzogen, welchen wir schon bei der Mühlen- und Branntweinindustrie festgestellt haben.

Unter der Ungunst der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse hat in Galizien im Laufe unseres Jahrhunderts die Rübenzuckerindustrie am meisten gelitten. Als dieser neue Industriezweig in Westeuropa aufzukommen begann, fehlte es auch in Galizien nicht an einzelnen Bahnbrechern, welche die große wirtschaftliche Bedeutung desselben klar einsahen und ihn im Lande einzubürgern trachteten. Schon im Jahre 1824 entstanden in Galizien zwei Zuckerfabriken, und im Jahre 1841 hatte die Direction der administrativen Statistik 9 thätige Zuckerfabriken mit dem Bemerken ausgewiesen, dass „die Rübenzuckerfabrication in Galizien bei den hiefür günstigen Anlagen des Landes eine große Ausdehnung zu erlangen verheißt, wenn, wie eben geschieht, die Capitale und die Arbeitskräfte der großen Grundbesitzer sich derselben zuwenden". Die schönen Hoffnungen sind leider nicht in Erfüllung gegangen, und die fröhlich gedeihende Industrie fieng an, unter dem Drucke der durch das frühere Besteuerungssystem begünstigten Großunternehmungen Böhmens und Mährens zu siechen und gieng schließlich im Jahre 1881 bis auf eine einzige Fabrik zugrunde. In neuester Zeit hat die wohlwollende Stellung der Regierung sowie das rationelle Besteuerungssystem diesem Industriezweige in Galizien bessere Aussichten geschaffen. Im Jahre 1891 wurde eine alte, seit 1876 unthätige Zuckerfabrik in Tłumacz zu neuem Leben berufen und hat sich nach gründlichem Wiederaufbau als dauernd lebensfähig erwiesen, so dass gegenwärtig zwei Zuckerfabriken in Galizien im Betriebe sind, welche im Jahre 1892 322.055 *q* Zuckerrüben verarbeitet und 32.652 *q* Rohzucker erzeugt haben. Im Ausstellungsjahre hatte sich eine rege Bewegung zugunsten der Zuckerindustrie unter den galizischen Großgrundbesitzern bemerkbar gemacht, welche zur Gründung einer neuen Zuckerfabrik unter der Firma „Galizische Actiengesellschaft der Zuckerindustrie in Przeworsk" mit einem Actiencapitale von 800.000 fl. führte, an welcher sich die einflussreichsten polnischen Großgrundbesitzer Galiziens und des Großherzogthums Posen betheiligten. Außer dieser Fabrik ist die Gründung von zwei neuen Zuckerfabriken in Mittel- und Ostgalizien sowie einer Zuckerraffinerie in Aussicht gestellt worden. Wir können nicht umhin, diese Bewegung als eine vollkommen begründete und segensreiche zu bezeichnen, und es wäre ganz verfehlt, aus der gegenwärtigen andauernden Zuckerpreisdepression auf dem Weltmarkte irgend-

einen ungünstigen Rückschluss auf dieselbe zu ziehen. Denn in Galizien handelt es sich nicht um die Pflege der Zuckerexportindustrie, sondern einzig und allein um die Deckung des localen, sich unausgesetzt erweiternden Bedarfes durch Erzeugnisse heimischer Production, welche in der Beschaffenheit des Bodens und in den billigen Arbeitskräften außerordentlich günstige Bedingungen findet. In neuester Zeit hat sich bekanntlich in allen civilisierten Ländern die Erkenntnis Bahn gebrochen, dass die Zuckerfabrication kein Monopol einiger privilegierten Landstriche ist, sondern allenthalben im Interesse der Landwirtschaft und des Volkswohlstandes eingebürgert werden soll, wo sie durch den Boden und das Klima begünstigt wird. Übrigens unterliegt es keinem Zweifel, dass die ungünstige Lage der Zuckerindustrie in den Abendländern durch die wachsenden Gestehungskosten verschärft wird, welche beim Großbetriebe aufgewandt werden müssen, um Zuckerrüben aus entfernten Gegenden zu beziehen. Der letztere Übelstand kann lediglich durch eine entsprechende Decentralisation der Zuckerfabrication auf die Dauer behoben werden.

Es ist lebhaft zu bedauern, dass in Galizien die Honig- und Wachsproduction, welche mittelst der Bienenzucht neue Werte schafft und nur ein kleines Anlagecapital erfordert, in den letzten Decennien stark zurückgegangen ist. Lange Jahre hindurch hat Galizien in diesem Productionszweige die allererste Stelle in Österreich eingenommen, und noch im Jahre 1841 erreichte seine Production die Hälfte der Gesammtproduction Österreichs. Gegenwärtig zeichnet sich Galizien zwar durch die größte Anzahl von Bienenstöcken aus, welche im Jahre 1890 261.047 Stück oder 28·4 % der Gesammtzahl im Reiche betrug, liefert aber verhältnismäßig sehr geringe Erträge. So belief sich im Jahre 1893 die Honigproduction Galiziens nur auf 1568 *q* Honig, während sie gleichzeitig in Böhmen 10.986 *q*, in Niederösterreich 5928 *q*, in Mähren 5600 *q* und sogar in Steiermark und Krain höhere Erträge lieferte. Die Hauptursache dieses starken Rückganges liegt zweifellos in den klimatischen Verhältnissen Galiziens, welche sich in der zweiten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts infolge der Wälderverwüstungen dauernd verschlimmert haben und auf die Bienenzucht einen verderblichen Einfluss ausüben.

In den wichtigsten landwirtschaftlichen Industrien und zwar in der Mühlen-, Spiritus-, Bier- und Zuckerindustrie sowie in der Molkerei und Käseherstellung fanden in Galizien im Jahre 1890 insgesammt 36.172 Personen als Selbständige, Angestellte, Arbeiter

und Taglöhner ihre Hauptbeschäftigung und 14.813 Personen ihre Nebenbeschäftigung.

Die forstwirtschaftliche Industrie ist in Galizien vorzugsweise durch Sägewerke vertreten, deren Zahl im Jahre 1883 zusammen 710, darunter 84 Dampfsägewerke, betrug und im Jahre 1890 auf 497 gesunken ist. Der Schwerpunkt der Production hat sich schon im vorletzten Jahrzehnt zugunsten des Großbetriebes verschoben; im Jahre 1890 ist die Zahl der Sägeunternehmungen auf 107 mit 3478 Angestellten und Arbeitern gestiegen.

Einen Übergang von der landwirtschaftlichen Industrie zum Bergbau und zur Bergwerksindustrie bilden die Steinbrüche, Ziegel-, Kalk- und Gipsbrennereien. Der Reichthum Galiziens an Steinbrüchen und die Mannigfaltigkeit ihrer Producte sind auf der Ausstellung in seltener Fülle zutage getreten. An der Ausstellung haben 14 galizische Bezirkshauptmannschaften auf die Weise theilgenommen, dass sie eine sorgfältig gesammelte Collection von Steinproben aus den in ihren Bezirken im Betriebe stehenden Brüchen veranstaltet haben. Von Ziegelbrennereien waren im Jahre 1890 nur 22 Maschinenziegeleien, welche rund 30 Millionen Stück Ziegel und über eine Million Stück Drainröhren produciert haben. Bei weitem größer war die Production der gewöhnlichen Ziegeleien, welche im Lemberger Kammerbezirke allein sich auf 240 beliefen und 53,000.000 Stück Mauerziegel nebst 300.000 Stück Dachziegeln lieferten. Von Kalkbrennereien gehören in Galizien 6, von Gipsbrennereien 3 dem Großbetriebe an.

Der Bergbau und die Bergwerksindustrie machen in Galizien einen namhaften Bestandtheil des Volksvermögens aus. Am wichtigsten in wirtschaftlicher und finanzieller Beziehung sind hier die berühmten Salzbergwerke, welche einen Gegenstand des Staatsmonopols bilden, und die Galizien eigenthümliche, in Europa beinahe vereinzelt dastehende und hoch entwickelte Erdöl- und Erdwachsproduction. Die letztere untersteht in Galizien dem freien Verfügungsrechte der Grundeigenthümer und nimmt im Rechtssystem eine abgesonderte Stellung ein. Bekanntlich ist der Bergbau nach österreichischem Bergrechte vom Grundeigenthum insofern getrennt, als die Aufsuchung und Gewinnung von Mineralien, welche wegen ihres Gehaltes an Metallen, Schwefel, Alaun, Vitriol oder Kochsalz benützbar sind, ferner von Cementwässern, Graphit, Erdharzen, Schwarz- und Braunkohle nur nach erlangter gesetzmäßiger Berechtigung in Angriff genommen werden

dürfen. Nach dem allgemeinen österreichischen Bergrechte gehören somit zu den vorbehaltenen oder bergfreien Fossilien auch die Erdharze, welche jedoch in Galizien und der Bukowina auf Grund specieller Gesetze der Jahre 1866 und 1884 dem Verfügungsrechte des Grundeigenthümers unterliegen. Die ungeahnte Entwicklung, welche dieser Zweig der Urproduction im letzten Jahrzehnt zu verzeichnen hatte, verscheuchte glücklicherweise die begründeten Bedenken und Befürchtungen, welche wegen der rechtlichen Sonderstellung Galiziens in jener Beziehung von mancher Seite gehegt wurden.

Dagegen ist die Production von bergfreien Mineralien in Galizien ziemlich zurückgeblieben, was vorzugsweise auf den Mangel an Großindustrie in diesem Lande zurückzuführen ist. Denn im modernen Organismus der Volkswirtschaft, im Zeitalter des Dampfes und der Elektricität sind Rohproduction und Industrie zu verwandten Wirtschaftszweigen geworden, die tief ineinander greifen, sich gegenseitig unterstützen und sich mitunter wesentlich bedingen.

Diejenigen Bergbauproducte, welche dem galizischen Bergbau ein charakteristisches Gepräge verleihen, bildeten auf der Ausstellung einen besonderen Anziehungspunkt sowohl für Fachleute als auch für das Publicum. Die Ausstellung der Salzproducte wurde im Pavillon des Finanzministeriums und die Ausstellung der Naphtha- und Erdwachserzeugnisse in einer besonderen Abtheilung planmäßig, geschmackvoll und lehrreich veranstaltet, und beide verdienten in vollem Maße die Anerkennung, welche ihnen allgemein gezollt wurde.

Die großartigen Steinsalzlager zu Wieliczka und Bochnia, welche bereits im Mittelalter weltberühmt geworden sind, lieferten im Jahre 1893 1,007.548 *q* Steinsalz und Industrialsalz im Gesammtwerte von 4,089.653 fl. Außer den Steinsalzbergwerken besitzt Galizien längs dem Karpathengebirge ausgedehnte Salz- und Solquellen in solcher Fülle, dass nur die ergiebigsten von denselben seitens der Salzverwaltung ausgebeutet zu werden brauchen, während die übrigen auf Grund der bestehenden Vorschriften der Monopolsordnung verschlagen oder auf irgendeine andere Weise unbrauchbar gemacht werden. Es ist kaum in Abrede zu stellen, dass dadurch der natürliche Reichthum des Landes geschmälert wird, zumal das Salz als ein für die Bevölkerung und das Vieh unentbehrliches Nahrungsmittel erscheint. Behufs Milderung der Härte der Monopolsvorschriften hat bekanntlich die österreichische Regierung das Gesetz vom 30. März 1893, betreffend die Erzeugung und Verabfolgung des Viehsalzes zu ermäßigten

Preisen an Landwirte, durchgeführt, was für Galizien als ein Act der Gerechtigkeit bezeichnet werden muss. Es wäre noch zu wünschen, dass der Bezug des Viehsalzes in der Praxis den Bauern möglichst erleichtert werde.

Im Jahre 1893 wurden in allen galizischen Salinen 1,509.025 *q* Stein-, Sud- und Industrialsalz erzeugt im Gesammtpreise von 8,602.202 fl. oder 42% des Gesammtwertes der österreichischen Salzproduction, zu Monopolpreisen gerechnet. Auf je einen Arbeiter entfiel in Galizien eine Productionsmenge von 896 *q* im Werte von 5108 fl., während in den übrigen österreichischen Salinen durch je einen Arbeiter nur ein durchschnittlicher Wert von 1377 fl. erzeugt wurde. Bei der Saline in Kałusz wird auch Kainit gewonnen, der zur Vermahlung übergeben und im gemahlenen Zustande als Düngmittel verwendet wird. Es ist jedoch bislang nicht gelungen, demselben einen größeren Absatz zu sichern, zumal die Qualität und der Preis desselben vielfach beanstandet werden. So wurden im Jahre 1893 40.000 *q* Kainit gewonnen, wovon nur 24.674 *q* zum Preise von 1 fl. per 1 *q* verkauft wurden. In galizischen Fachkreisen wird allgemein angenommen, dass nur ein Großbetrieb nach dem Muster der Neustassfurter Gewerkschaft geeignet wäre, die Erzeugung der Kalisalze in Kałusz rationell zu gestalten und allen begründeten Ansprüchen der Abnehmer Rechnung zu tragen.

Die Gewinnung von Erdöl und Erdwachs in Galizien hat in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts einen so mächtigen Aufschwung genommen, dass sie sich in Bezug auf die volkswirtschaftliche Bedeutung bereits der Salzproduction ebenbürtig zur Seite stellen kann. Ursprünglich hatte dieselbe in Boryslav ihren Hauptsitz genommen, wo sie jedoch infolge der wilden Raubwirtschaft unberufener Speculanten, meist israelitischer Mäkler, die sich frühzeitig ihrer bemächtigt haben, in Bälde verkümmerte. Vermöge seiner monopolistischen Stellung ist aber Boryslav bis nun in Galizien und Europa eine Hauptstätte der Ozokeritgewinnung geblieben. Ozokerit findet sich hier in reichen, oft in bedeutender Tiefe lagernden Flötzen, und sein unterirdischer Vorrath wird von Fachleuten auf 20,000.000 *q* geschätzt, während die ganze bisherige Productionsmenge kaum 4,000.000 *q* im Gesammtwerte von 60,000.000 fl. erreichte.

Die irrationelle Ausbeutung hat jedoch die Gewinnung von Ozokerit derart erschwert, dass dieselbe bei den derzeitigen Preisen und beim Kleinbetriebe sich in einem kläglichen Zustande befindet, aus

welchem sie lediglich durch Organisierung eines einheitlichen Großbetriebes gerettet werden kann.

Der angedeutete Aufschwung beschränkt sich sonach heutzutage auf die in Galizien weit verbreitete Naphthagewinnung, welche die durch die Concurrenz des kaukasischen Petroleums ihr unlängst bereitete Krise glücklich überstanden hat und sich auf dem Wege zur weiteren erfreulichen Entwicklung befindet. Die Technik der Erdölgewinnung ist in Galizien durch Verbesserungen des canadischen Bohrsystems in origineller und praktischer Weise vervollkommnet worden und erregte auf der Ausstellung bei den Fremden allgemeines Aufsehen. Gegenwärtig zählt Galizien an 300 Naphthaunternehmungen, welche im Jahre 1892 über 3100 Arbeiter beschäftigten. Nach privaten Berechnungen soll die Rohproduction im Jahre 1893 die Menge von 1,200.000 *q* im Werte von 4,200.000 fl. erreicht haben. Der größte Theil der Rohproduction wird in 41 galizischen Raffinerien verarbeitet, welche im Jahre 1893 an die Staatscasse 2,704.000 fl. Steuern entrichtet haben.

So ist auf Grundlage der Urproduction ein neuer und mächtiger Industriezweig in Galizien aufgekommen, an welchen sich andere verwandte Nebenindustrien anzulehnen beginnen. Im Jahre 1890 wurden in 40 galizischen Raffinerien 493.892 *q* raffiniertes Petroleum, 69.643 *q* Schmieröle und Fette, 18.105 *q* Benzin, 11.371 *q* Paraffin und Ceresin, 6829 *q* Braunkohlentheeröl und 34.916 *q* andere Nebenproducte erzeugt. Behufs Herstellung der Bohrmaschinen und anderer Werkzeuge ist in Sanok eine Maschinenfabrik ins Leben gerufen worden, welche sich zur Zeit einer vorübergehenden Stagnation in der Naphthagewinnung der Waggonfabrication zugewandt hat und sich gegenwärtig als solche der hohen Gunst und allgemeinen Anerkennung der maßgebenden Factoren in Österreich erfreut. Dieselbe wurde im Jänner 1895 in eine Actiengesellschaft mit dem Anlagecapitale von 1,000.000 Kr. umgewandelt, wodurch ihre Existenz und Entwicklung dauernd begründet worden sind.

Die aus Petroleumabfällen erzeugten Schmieren werden in galizischen Raffinerien als Brennmaterial anstatt der Kohle mit bestem Erfolge verwendet und können, wie das Beispiel Russlands lehrt, auch bei den Eisenbahnen, Dampfschiffen und Fabriken analoge Verwertung finden. Zu diesem Zwecke werden auf Anordnung der Generaldirection der österreichischen Staatsbahnen Proben angestellt, welche geeignet sind, der galizischen Petroleumindustrie neue erfreuliche Aus-

sichten zu eröffnen, falls sie zum günstigen Ergebnisse führen. Es ist demnach leicht verständlich, dass die genannte Anordnung der Generaldirection in Fachkreisen mit ungetheilter Anerkennung aufgenommen wurde.

Auf der Ausstellung haben die Besucher Gelegenheit gehabt, eine Eisenbahn mit dem Benzinmotor zu sehen und zu benützen, welche in Wien schon während der Motorenausstellung im Jahre 1890 vorgeführt wurde. Nach zuverlässigen Berechnungen dürfte sich der Transport mittelst der Naphthamotoren billiger stellen als mittelst der Elektricität und der Pferdekräfte, falls das zu Industriezwecken verwendete Petroleum für steuerfrei erklärt würde.

Zieht man in Betracht, dass durch die heimische Naphthaproduction kaum 30% des betreffenden Consumbedarfes in Österreich-Ungarn gedeckt werden, und dass dieselbe noch einen größeren Aufschwung verheißt, sobald die Capitalskraft der Producenten durch Association oder durch Heranziehung fremder Capitalien gehoben wird, so kann man sich der begründeten Hoffnung nicht erwehren, dass der galizischen Petroleumindustrie eine glänzende Zukunft beschieden sei.

Von den bergfreien Mineralien, deren Gewinnung und Verarbeitung in Galizien, wie wir bereits angedeutet haben, auf ziemlich niedriger Stufe stehen, sind die ausgedehnten Lagerstätten von Stein- und Braunkohle, ferner von Zink- und Eisenerzen am wichtigsten.

Im Jahre 1893 erreichte die Steinkohlenproduction Galiziens eine Menge von 6,790.299 *q*, welche von 2025 Arbeitern erzeugt wurde und einen Wert von 1,188.162 fl. ausmachte. Von der gesammten Steinkohlenproduction des Reiches entfielen auf Galizien nach der Menge 6·98%, nach dem Werte aber lediglich 3·5%, indem der in Galizien am Erzeugungsorte erzielte Mittelpreis der Steinkohle von 17·50 kr. per Metercentner nicht einmal die Hälfte des in Schlesien erzielten Mittelpreises erreichte. Dagegen sind die galizischen Kohlengruben bedeutend ergiebiger als die schlesischen und böhmischen; die durchschnittliche Leistung je eines Arbeiters belief sich im Jahre 1893 beim Steinkohlenbergbaue in Galizien auf 3353 *q*, während sie in den übrigen Ländern als höchste Ziffer nur 1833 *q* ausgewiesen hat. Die Steinkohlenbergwerke Galiziens befinden sich durchweg im Großherzogthume Krakau, dagegen wird der Braunkohlenbergbau überwiegend in Ostgalizien bei Kolomea betrieben. In ganz Galizien wurden im Jahre 1893 mit 672 Arbeitern 366.900 *q* Braunkohle im Werte von nur 200.452 fl. erzeugt. Auch die in Galizien ungemein

reichen Torflager werden noch beinahe gar nicht ausgebeutet. Die ganze Ausbeute an Torf betrug im Jahre 1890 in Galizien 61.740 *q*, welche dem Brennwerte von 12.560 Festmetern Fichtenholz entsprachen.

Von den metallurgischen Zweigen ist in Galizien die Zinkproduction am blühendsten, und es ist lebhaft zu bedauern, dass dieselbe seit dem Jahre 1892 infolge preußischer Concurrenz erheblich zurückgegangen ist. Im Jahre 1891 hatte Galizien in Bezug auf die Zinkerzproduction die erste Stelle im Reiche eingenommen, in allerletzter Zeit hat jedoch Kärnten vor ihm diesbezüglich einen Vorsprung gewonnen. Außer den Zinkerzen, deren Production im Jahre 1893 96.182 *q* betrug, werden in Galizien Zink, Zinkstaub und Zinkweiß erzeugt und zum größeren Theile nach Deutschland, Russland, England und Scandinavien ausgeführt. Der Gesammtwert der Zinkproduction belief sich im Jahre 1893 auf 388.151 fl. Die Production von Eisenerzen ist unbedeutend, und die Eisenhüttenindustrie wird zur Zeit lediglich durch das Erzherzog Albrecht'sche Eisenschmelzwerk in Wegierska górka betrieben, das im Jahre 1893 mit 283 Arbeitern 34.811 *q* Gusseisen und fertige Waren im Gesammtwerte von 228.573 fl. erzeugte. Vor der Einführung der Eisenbahnen, welche der fremden Concurrenz Thür und Thor geöffnet haben, erfreute sich die Eisenhüttenindustrie in Galizien einer größeren Ausdehnung und verzeichnete beispielsweise im Jahre 1841 zusammen 9 Unternehmungen, welche allerdings keine erheblichen Quantitäten von Eisen erzeugten. Unter dem Drucke ausländischer Concurrenz ist im Jahre 1884 auch die Gewinnung von Schwefel in Swoszowice vollständig aufgegeben worden.

Die Berg- und Hüttenwerke Galiziens mit Einschluss des Salinenbetriebes nebst der Naphtha- und Ozokeritgewinnung beschäftigen insgesammt 24.000 Personen als Angestellte und Arbeiter.

Abgesehen von der landwirtschaftlichen und Petroleumindustrie sowie von der in Galizien gelegenen, aber wirtschaftlich nach Schlesien gravitierenden Fabriksstadt Biala, ist die eigentliche Industrie in Galizien vorwiegend auf den Hausfleiß und das Handwerk beschränkt. Es wäre jedoch unrichtig zu behaupten, wie es öfters geschieht, dass Galizien lediglich einige Ansätze zur Industrie besitze, sonst aber auf die Zufuhr fremder Fabrikate angewiesen sei. Denn man darf nicht vergessen, dass bei der ländlichen Bevölkerung Galiziens die Arbeitstheilung noch lange nicht so weit platzgegriffen hat, wie es in den westlichen Kronländern der Fall ist, dass somit auf dem Lande die Bedürfnisse der Bauern noch immer zum größten Theile durch

Erzeugnisse des Hausfleißes und Handwerkes gedeckt werden. Dazu gesellt sich noch der wichtige Umstand, dass die ländliche Bevölkerung Galiziens sich durch große Verschiedenheit in Trachten und Gebräuchen auszeichnet, welche dem Eindringen der Modeartikel keinen weiten Spielraum gewährt. Die weltbeherrschende Mode, welche in Westeuropa eine treue Gefährtin und Förderin des Großbetriebes ist, hat sich nur in den galizischen Städten allenthalben Bahn gebrochen und die hergebrachten äußerlichen Merkmale mittelalterlicher Standesverhältnisse längst verwischt. Auf dem Lande, die nächste Umgebung der Städte und einige Gegenden Westgaliziens ausgenommen, hat das Volk im ganzen noch die traditionelle Tracht und die alten Gebräuche beibehalten, deren Eigenthümlichkeiten und große Mannigfaltigkeit in der ethnographischen Abtheilung der Landesausstellung jeden fremden Besucher überraschten. Trotzdem ist jedoch nicht zu leugnen, dass sich die Concurrenz billiger Fabrikate schon seit mehreren Jahrzehnten der heimischen Hausindustrie fühlbar macht, und dass insbesondere die Production von Flachs und Hanf durch billige Baumwolle in vielen Gegenden verdrängt wurde.

Das galizische Hausgewerbe unterscheidet sich wesentlich von der modernen Hausindustrie oder dem Verlagssystem, welches eine capitalistische Unternehmungsform ohne fabrikmäßigen Betrieb ist. Der Verleger, sei er Fabrikant oder Kaufmann, ist ein capitalistischer Unternehmer und Productionsleiter, der seine Arbeiter in ihren Wohnungen beschäftigt und sich öfters im ausschließlichen Besitz der unentbehrlichen Productionsfactoren befindet. Die Hausindustrie in einem solchen modernen Sinne ist in Westeuropa als Ergebnis der natürlichen Tendenz aufgekommen, die gewerbliche Production den Anforderungen eines entwickelteren Verkehrswesens anzupassen. In socialer Beziehung erscheint sie jedoch als eine Ausartung des selbständigen Hausgewerbes, welches in der Geschichte der gewerblichen Production neben dem Handwerk einst überall eine führende Rolle spielte und in Galizien selbst heutzutage noch eine beträchtliche Rolle spielt. Die polnischen und ruthenischen Bauern waren bis in die jüngste Zeit bestrebt, den Eigenbedarf der Familie an gewerblichen Erzeugnissen durch gewerbliche Thätigkeit in der Familie zu decken, ohne dadurch ihre landwirtschaftliche Hauptbeschäftigung zu beeinträchtigen. Die über den Eigenbedarf erzeugten Producte wurden außerhalb der Familie tauschweise vertrieben oder auf Märkten und Jahrmärkten abgesetzt. In manchen Gegenden hat sich die herkömmliche Sitte bis nun erhalten, in anderen,

wo die Arbeitstheilung und sociale Gliederung der Einwohner weiter vorgeschritten ist, und wo die um sich greifende Zersplitterung der Grundstücke zu anderweitigem Erwerb drängte, entstanden abgesonderte Berufsarten von Webern, Schustern, Schneidern, Schmieden, Zimmerleuten, Korb- und Strohflechtern, Wagnern u. dgl., welche theils auf Bestellung der Consumenten arbeiten, theils auf Vorrath producieren, um fertige Waren auf Märkten zu vertreiben. Nach und nach haben sich in vielen Gegenden Centren einzelner Industriezweige gebildet, welche die ganze Umgebung mit ihren Erzeugnissen versehen und sich durch gute Qualität ihrer Producte im ganzen Lande rühmliche Anerkennung erworben haben. Solche Industriecolonien sind im ganzen Lande zerstreut und haben sich bis in die jüngste Zeit erhalten. So hat die Leinenindustrie ihren Hauptsitz in Krosno, Korczyna, Dębowiec, Kossów, das Schustergewerbe in Uhnów, Pruchnik, das Metallgewerbe in Swiatniki und Sułkowice.

Die große Bedeutung der Hausindustrie für Galizien haben einzelne polnische Großgrundbesitzer frühzeitig gewürdigt und waren eifrig bestrebt, durch Aneiferung, Erleichterung des Absatzes, sogar durch Gründung von Fachschulen und Musterwerkstätten, dieselbe vor dem Eindringen billiger Fabrikate zu schützen und zu vervollkommnen. Das größte Verdienst um die Förderung derselben hat sich Wladimir Graf Dzieduszycki dadurch erworben, dass er im Jahre 1877 auf der Lemberger Landesausstellung eine besondere systematische Abtheilung des bäuerlichen Hausgewerbes veranstaltet und dadurch die Aufmerksamkeit des ganzen Landes und der Regierung auf dasselbe gelenkt hatte. Seit dieser Zeit datieren unausgesetzte Bestrebungen des galizischen Landtages und der Landesorgane, insbesondere des Landesausschusses, die Hausindustrie in jenen Ortschaften, wo sie seit Jahren bestand, zu kräftigen und zu heben. Epochemachend war in dieser Hinsicht die rege und unermüdliche Wirksamkeit des gewesenen Landmarschalls v. Zyblikiewicz, welchem die Entwicklung der productiven Kräfte Galiziens besonders am Herzen lag. In kurzer Frist haben diese Bemühungen trotz der spärlichen Mittel, die dem Landesausschusse und der im Interesse der heimischen Industrie speciell eingesetzten Landes-Industriecommission zur Verfügung standen, ungeahnte und überraschende Früchte getragen. Einige Ortschaften, wie Korczyna, Swiatniki, Sułkowice, welche unter dem Drucke fremder Concurrenz dem wirtschaftlichen Verfalle nahe waren, haben sich sichtlich aufgerichtet und pflegen mit Vorliebe das Gewerbe ihrer Vorfahren.

Die vom Lande gegründeten oder subventionierten Fachschulen und Fachwerkstätten, 35 an der Zahl, verbreiten die Fachkenntnisse, fördern die gewerbliche Technik und stärken die Liebe zum gewerblichen Berufe in der heimischen Bevölkerung. Auf Anregung der galizischen Landesbank im Vereine mit den bekannten Gönnern der Industrie ist im Jahre 1891 die galizische Actien-Handels-Gesellschaft gegründet worden, welche es sich zur wichtigsten Aufgabe gestellt hat, den Absatz heimischer Producte zu erleichtern und zu fördern.

Am erfreulichsten in dieser neuesten Epoche der Wiedergeburt des galizischen Hausgewerbes ist allerdings die Thatsache, dass die Hausindustriellen selbst zum klaren Verständnis ihrer Lage und ihrer Interessen gekommen sind und sich im Wege der Association ihre Stellung dem Großbetriebe gegenüber zu kräftigen suchen. In der Webeindustrie sind bereits 9 Webegenossenschaften entstanden, unter denen besonders die erste galizische Webegenossenschaft zu Krosno hervorragt, welche im Jahre 1893 146 Mitglieder mit einem Antheilscapitale von 100.882 fl. zählte.

In allerletzter Zeit wetteifert auch die österreichische Regierung erfolgreich, was mit vollster Anerkennung hervorgehoben werden muss, mit dem Landesausschusse in den auf die Hebung der Hausindustrie gerichteten Bestrebungen. Gegenwärtig erhält der Staat in Galizien außer den beiden Gewerbeschulen in Lemberg und Krakau noch zwei Fachschulen für Holzbearbeitung in Kolomea und Zakopane, je eine Fachschule für Schlosserei in Swiatniki und für Grobeisenwarenerzeugung in Sułkowice und subventioniert 29 Landes-Fachschulen.

Die Abtheilung der Hausindustrie, der Hausgewerbeschulen und der Frauenarbeit war auf der Lemberger Landesausstellung eine der interessantesten, und die Besucher hatten Gelegenheit, sich zu überzeugen, dass auf diesem Gebiete in kurzer Zeit Großartiges geleistet wurde. Besonders die Erzeugnisse der Textilindustrie und zwar die Bauernteppiche, „Kilimki" genannt, dann die sogenannten „Makaten" der Buczaczer Weber, ferner die Stickereien und Spitzenerzeugnisse der Frauen haben sich allgemeine Anerkennung, ja sogar Bewunderung erworben. Mit Rücksicht auf den beschränkten Raum wollen wir uns hier nicht ins nähere Detail einlassen, umsoweniger als wir in der Lage sind, den Leser, der sich für die Verhältnisse der galizischen Hausindustrie interessieren würde, auf den geistreichen Aufsatz zu verweisen, der von einem der besten Kenner derselben, dem Grafen Wladimir Dzieduszycki, aus Anlass der Wiener allgemeinen land- und

forstwirtschaftlichen Ausstellung im Jahre 1890 veröffentlicht wurde. In den Städten wird das heimische Handwerksgewerbe, welches einst den localen Markt beherrschte, von der übermächtigen Concurrenz der Fabrikserzeugnisse nach und nach verdrängt. In dieser Beziehung sind die Gewerbeverhältnisse Galiziens denjenigen seiner Nachbarländer vollkommen analog, lediglich mit dem Unterschiede, dass hier der Auflösungsprocess des Handwerkes später begonnen und gegenwärtig im vollen Zuge begriffen ist. Besonders hart werden durch die allmählich vor sich gehende Einengung des Handwerkes die in Galizien sehr zahlreich vertretenen Schuh-, Schneider und Tischlergewerbe getroffen. Die Landesausstellung, an welcher sich zahlreiche Tischler, Schlosser und andere Handwerker betheiligt haben, hat zur Genüge dargethan, dass manche galizische Handwerker, in erster Reihe die Tischler, in Bezug auf Geschicklichkeit, Gewissenhaftigkeit und artistischen Sinn ihren abendländischen Collegen nicht nachstehen und aufrichtig bestrebt sind, sich die Errungenschaften moderner Technik anzueignen. Bekanntlich erwartet man in unserer Zeit eine Förderung des Kleinbetriebes von der Anwendung kleiner mechanischer Motoren, deren Preis selbst den minder Wohlhabenden zugänglich gemacht ist. In Österreich hat sich der Sache das Handelsministerium sehr eifrig angenommen und schon im Jahre 1892 das technologische Museum in Wien veranlasst, eine Ausstellung von Kleinmotoren für den Kleinbetrieb zu veranstalten, um deren Tragweite den Kleinindustriellen verständlich zu machen. Auf der galizischen Landesausstellung wurde dieselbe Ausstellung durch das Wiener technologische Museum installiert und bot allen Interessierten die erwünschte Gelegenheit, sich mit den neuesten Fortschritten in der Gewerbetechnik, darunter mit zahlreichen Dampf-, Gaskraft-, Naphtha-, Benzin- und Elektricitätsmotoren sowie mit der praktischen Anwendung derselben bekannt zu machen.

Einen Überblick über die ziffermäßige derzeitige Besetzung und Gliederung der wichtigsten Industrialgewerbezweige in Galizien nach dem Stande vom Jahre 1890 gewährt nachstehende Tabelle.

Der in manchen Gewerbszweigen unvermeidliche Übergang vom Klein- zum Großbetriebe vollzieht sich in Galizien langsam, fast unmerklich. Ein rascheres Tempo in diesem Entwicklungsprocesse wäre zwar erwünscht, es wird jedoch durch den Mangel an Capital sowie durch den unentwickelten Associationsgeist und Unternehmungssinn bei den Gewerbetreibenden erschwert. Der Landtag und die Landesorgane trachten nach Möglichkeit, jenen Übergang zu erleichtern und zu beschleunigen und überhaupt

die Capitalisten zur Gründung von Unternehmungen in Galizien zu ermuntern. So ist aus Landesmitteln ein Industrie-Darlehensfonds ins Leben gerufen worden, aus welchem Darlehen für industrielle Zwecke zu mäßigem Zinsfuße ertheilt werden. Überdies sind durch ein Landesgesetz vom Jahre 1886 und neuerlich vom Jahre 1893 alle neu zu gründenden Fabriksunternehmungen als von allen Steuerzuschlägen für die Zwecke der Selbstverwaltung auf die Dauer von 10 Jahren befreit erklärt worden. Dass diese Bestrebungen des Landes nicht ganz erfolglos geblieben sind, konnte man schon aus der neuesten Statistik der Fabriksunternehmungen Österreichs vom Jahre 1890 entnehmen, und die Landesausstellung dürfte sogar die Ungläubigsten in dieser Beziehung beruhigt und überzeugt haben.

Industrialgewerbetreibende in Galizien im Jahre 1890.

Gewerbsart	Hauptberufsthätige		Neben-beschäftigte	Im ganzen Beschäftigte
	Selbständige	Nicht Selbständige		
Schuhmacher	14.718	15.580	5.436	35.734
Schneider	8.557	12.703	1.978	23.238
Schmiede	4.459	5.898	3.591	13.948
Leinen- u. Juteweberei	2.976	2.582	6.106	11.684
Maurer	2.481	7.087	1.998	11.566
Tischler	3.887	6.186	1.433	11.506
Fleischer	5.387	5.047	778	11.212
Zimmerer u. Dachdecker	2.137	3.134	3.758	9.029
Müller	2.336	4.403	1.268	8.007
Kürschner	3.162	2.762	823	6.747
Weißnäherei und Verfertigung von Wäsche	2.912	3.143	365	6.420
Schlosserei	1.050	3.205	191	4.446

In der Abtheilung vom Metallwarengewerbe verzeichnet die Statistik vom Jahre 1890 in Galizien 20 Fabriksbetriebe, unter denen wir noch die Erzeugung von feuerfesten Cassen vermissen, welche durch eine Krakauer Firma auf der Ausstellung vertreten

wurde. Maschinen, Werkzeuge, Apparate, Instrumente und Transportmittel werden in Galizien insgesammt durch 23 Fabriksunternehmungen erzeugt, wovon auf Maschinenfabrication 20 Betriebe mit 1056 Arbeitern entfallen. Überdies sollen hier die Staatseisenbahn-Werkstätten in Betracht gezogen werden, welche im Bereiche des Waggonbaues, wie die Ausstellung der Generaldirection der österreichischen Staatsbahnen dargethan, mit den Erzeugnissen ausländischer Firmen ersten Ranges concurrieren können, desgleichen die schon früher erwähnte Sanoker Waggonfabrik des Kasimir Lipiński, welche 300 Arbeiter beschäftigt. Ferner besitzt Galizien 8 Glashütten mit 250 Arbeitern, 4 Parkettenfabriken mit 200 Arbeitern, 2 Möbelfabriken mit 300 Arbeitern, 9 fabriksmäßige Gerbereien mit 131 Arbeitern. Bedeutend ist in Galizien die Papierfabrication, welche von 11 Unternehmungen mit nahezu 1000 Arbeitern betrieben wird. Unter den Papierfabriken zeichnen sich diejenigen in Sassow, Czerlany und Biala rühmlich aus und erfreuen sich verdienten Rufes nicht nur im Inlande, sondern auch im weiten Auslande, welches ihre Producte seit Jahren bezieht. Chemische Industrie ist in Galizien durch 66 Unternehmungen mit 2603 Arbeitern vertreten, darunter durch 7 Zündhölzchenfabriken mit 350 Arbeitern und durch 7 Fabriken von künstlichen Düngmitteln mit 222 Arbeitern. Endlich führen wir hier noch 2 Bautischlereiunternehmungen mit 77 Arbeitern und 47 Buch- und Steindruckereien mit 807 Arbeitern an. Von der Industrie in Steinen, Erden und Thon, ferner in Nahrungs- und Genussmitteln, dann von den Sägewerken und der Bialaer Textilindustrie haben wir bei dieser Aufzählung vollständig abgesehen.

Eine verhältnismäßig beträchtliche Anzahl von Personen, nahezu 1% aller Berufsthätigen, findet in Galizien im Ausschanke geistiger Getränke ihre Beschäftigung. Von der officiellen Berufsstatistik wird dieses Gewerbe als eine industrielle Erwerbsart aufgefasst, und demgemäß stellt sich nach derselben die Zahl der in der Industrie beschäftigten Einwohner auf 6·26% der Berufsthätigen, nach Hinzurechnung ihrer Angehörigen auf 9·26% der ortsanwesenden Bevölkerung. Zieht man jedoch in Betracht, dass der Ausschank geistiger Getränke in Galizien zum weitaus größten Theile dem Handelsgewerbe angehört, so erfahren obige Verhältniszahlen noch eine erhebliche Einschränkung und stellen sich auf lediglich 5·35% der berufsthätigen und 8·33% der ortsanwesenden Bevölkerung. Diese winzigen Ziffern sind beredter als Worte und finden in dem unentwickelten Stande der

Arbeitstheilung und socialen Gliederung der galizischen Bevölkerung ihre Erklärung.

Angesichts der auffallend schwachen Besetzung des Industrialgewerbes in Galizien muss die Thatsache umso greller erscheinen, dass hier der Handel, der sonst lediglich in der Entwicklung der Arbeitstheilung seine Nahrung und Förderung findet, äußerst stark vertreten ist. Nach der Berufsstatistik entfallen in Galizien auf den Handel und Verkehr 4·99% der berufsthätigen und 7·94% der ortsanwesenden Bevölkerung, und nach Hinzurechnung des Ausschankgewerbes steigen diese Procentantheile auf 5·87% der berufsthätigen und 8·87% der ortsanwesenden Bevölkerung. Von Wien und Triest abgesehen, ist der Handelsstand Galiziens in Österreich neben Salzburg und Böhmen am stärksten besetzt und erfährt überdies eine erhebliche Vermehrung dadurch, dass die ganze unbemittelte israelitische Bevölkerung, insoweit sich dieselbe zu anderweitigen Beschäftigungszweigen bekannt hatte, daneben auch Handels- und Mäklergeschäfte mit Vorliebe als Nebenerwerbsart betreibt. So hat die beträchtliche, dem landwirtschaftlichen Berufe abgeneigte israelitische Bevölkerung Galiziens vorzugsweise dazu beigetragen, dass das Handelsgewerbe daselbst in maßlose und krankhafte Concurrenz ausgeartet ist, die einerseits dem Aufkommen eines kräftigen kaufmännischen Mittelstandes im Wege steht, anderseits aber durch Steigerung der Vermittelungskosten sich sowohl den Productions- als auch den Consumtionskräften des Landes empfindlich fühlbar macht. Infolge der unverhältnismäßig starken Besetzung und Zersplitterung des Handels ist in Galizien neben der Bauernfrage als ihr Gegenstück eine neue socialwirtschaftliche, die sogenannte „jüdische“ Frage entstanden, welche ebenfalls durch keinerlei Kunstgriffe und nationale Verhetzungen, sondern einzig und allein durch Entwicklung der Industrie und Hebung des allgemeinen Wohlstandes gelöst werden kann.

So bildet die mangelhafte sociale und wirtschaftliche Schichtung der galizischen Bevölkerung das wesentliche Hindernis ihrer organischen Entwicklung und die Hauptursache der volkswirtschaftlichen Gebrechen des Landes. Nur durch volle Erkenntnis dieser Thatsache können die schwebenden socialen und nationalen Fragen Galiziens richtig verstanden und gewürdigt werden.

Auf der Landesausstellung sind auch die Errungenschaften Galiziens auf dem Gebiete des Verkehrs-, Credit- und Versicherungswesens veranschaulicht worden. Der galizische Landtag hat von Anfang

an eine besondere Obsorge der Entwicklung und Besserung des vorhandenen Straßennetzes zugewandt, und der diesbezügliche Gesammtaufwand des Landes hat bis nun rund 20,000.000 fl. verschlungen. Gegenwärtig besitzt Galizien neben dem ausgedehnten Netze primitiver Gemeindewege ein ziemlich entwickeltes Netz rationell gebauter Straßen in der Gesammtlänge von 8350 *km*, von denen 3844 *km* in der autonomistischen Epoche erbaut worden sind. Sehr reich ist Galizien an Wasserstraßen, welche im Jahre 1892 eine Gesammtlänge von 2126 *km* oder ein Drittheil sämmtlicher Schifffahrtslinien Österreichs ausgemacht haben. Von den galizischen Wasserstraßen ist die ansehnliche Strecke von 700 *km* durch Dampfschiffe befahrbar. Das Eisenbahnnetz wies im Jahre 1892 eine Bahnlänge von 2704 *km* auf, welche in allerletzter Zeit noch eine beträchtliche Vermehrung erfahren hat. Nachdem jedoch die derzeitigen Eisenbahnlinien Galiziens aus strategischen Rücksichten den wirtschaftlichen Interessen vieler Gegenden keine gehörige Rechnung getragen haben, machte sich in neuester Zeit eine starke Bewegung zugunsten des auszubauenden Localbahnnetzes geltend, welche zur Bildung des Landes-Eisenbahnbureaus und zur Genehmigung eines umfassenden diesbezüglichen Actionsprogrammes in der jüngsten Landtagssession führte.

Für die Deckung der Creditbedürfnisse Galiziens sorgen 5 Bankanstalten, 7 Filialen der österreichisch-ungarischen Bank, 4 Filialen anderer Banken, 27 Sparcassen und 300 Creditgenossenschaften. Unter den Bankanstalten ragt der schon einmal erwähnte Bodencredit-Verein hervor, dessen Emission von 4%igen Pfandbriefen im Jahre 1894 die Summe von 98,000.000 fl. erreichte. Die im Jahre 1883 gegründete galizische Landesbank hat sich besonders durch Finanzierung des Propinations- und anderer Landesanlehen, durch Emission von Communalobligationen, Förderung der Creditgenossenschaften und der localen Eisenbahnen um das Land verdient gemacht. Die Sparcassen Galiziens, unter denen die galizische Sparcasse in Lemberg eine führende Rolle spielt, verfügten im Jahre 1893 über ein Capital von 70,000.000 fl., wovon 63,000.000 fl. auf das Einlagecapital entfielen. Die galizischen Creditgenossenschaften zählten im Jahre 1893 insgesammt 200.000 Mitglieder und verfügten über ein Capital von 30,000.000 fl., welches zu drei Vierteln aus den ihnen gewährten Crediten bestand.

Auf dem Gebiete des Versicherungswesens hat sich in Galizien die im Jahre 1860 gegründete „Gegenseitige Versicherungsgesellschaft

in Krakau" durch umsichtige und erfolgreiche Wirksamkeit eine geradezu officielle Autorität und ungetheiltes Vertrauen im In- und Auslande erworben. Von den drei Versicherungsarten, welche von derselben betrieben werden, der Feuer-, Hagels- und Lebensversicherung, hat die erstere die größte Entwicklung genommen. Die gesammte Feuerversicherungssumme belief sich im Jahre 1893 auf 518,000.000 fl., und die aus dem Titel der Schadenvergütungen und Prämienrückerstattungen in beiden ersteren Abtheilungen ihren Mitgliedern seit Beginn ihres Bestandes ausbezahlte Summe erreichte im Jahre 1893 insgesammt 54,000.000 fl. Im Jahre 1888 wurde in Lemberg eine Unfallversicherungsanstalt für Arbeiter auf Grund des Gesetzes vom 28. December 1887 ins Leben gerufen und im Jahre 1892 eine zweite Feuerversicherungsgesellschaft „Dniester" in Lemberg gegründet. Überdies sind in Galizien 12 andere in- und ausländische Versicherungsgesellschaften durch Filialen vertreten.

Behufs Vervollständigung unserer Rundschau über die galizische Volkswirtschaft werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf die Finanzen Galiziens. Nach dem Staatsvoranschlag für das Jahr 1895 sind die Staatseinnahmen in Galizien aus directen Steuern und indirecten Abgaben in der Gesammtsumme von 59,510.875 fl. brutto und 51,279.070 fl. netto präliminiert. Außerdem belaufen sich die präliminierten Verwaltungseinnahmen auf 1,623.125 fl. und die Einnahmen aus dem Staatseigenthume und den Transportanstalten auf circa 31,000.000 fl. Die letztere Summe kann nicht genau festgestellt werden, weil die Transporteinnahmen der Staatseisenbahnen in Galizien nicht abgesondert angegeben werden. Die Gesammteinnahmen des Staates in Galizien belaufen sich demgemäß auf rund 92,000.000 fl. und nach Abrechnung sämmtlicher Finanzkosten auf 50,000.000 fl. netto. Nachdem die Verwaltungsausgaben des Staates in Galizien die Summe von 20,000.000 fl. kaum erreichen, so erübrigt ein Überschufs von circa 30,000.000 fl. für die Deckung von Militärauslagen und für sonstige centrale Zwecke.

Die Finanzen des Landes sind infolge der jüngst durchgeführten Conversion der Indemnisationsschulden dauernd geregelt worden und werfen vorübergehend beträchtliche Überschüsse ab, welche zur Tilgung anderweitiger Landesschulden verwendet werden. Nach dem Finanzprogramm des Landtages sollen alle älteren Landesschulden im Jahre 1898 endgiltig getilgt werden, und es verbleibt dem Lande fürderhin, abgesehen von dem Reste der Propinationsschuld, welche

eine besondere Deckung hat, lediglich die einzige Conversionsschuld in der Höhe von 58,000.000 Kr. Nach dem Landesvoranschlag für das Jahr 1895 belaufen sich die Ausgaben des Landesfonds auf 11,547.278 fl. und werden zum größten Theile durch Landesbesteuerung gedeckt. Abgesehen von dem Aufwande für die Tilgung der Landesschulden, welcher vorübergehend den Löwenantheil an den Landeseinnahmen und zwar rund 5,000.000 fl. verschlingt, vertheilen sich sämmtliche Landesausgaben hauptsächlich unter drei Verwaltungszwecke und zwar die des Unterrichtes und der allgemeinen Bildung, der Landescultur und der Gesundheitspflege. Die Ausgaben für die Landescultur und zwar für das Verkehrswesen, Flussregulierungen und Meliorationen, für die Förderung der Landwirtschaft, des Bergbaues und der Industrie sind im beständigen Steigen begriffen und erreichen im laufenden Jahre die Summe von 2,622.524 fl., welcher die Ausgaben für die Zwecke des Unterrichtes und der allgemeinen Bildung mit 2,098.683 fl. und die Sanitätsausgaben mit 1,100.911 fl. gegenüberstehen. Die Hauptquelle der Landeseinnahmen bilden die Zuschläge zu den directen Staatssteuern und in zweiter Reihe die in allerletzter Zeit eingeführten Landesverbrauchsabgaben. Für die Opferwilligkeit des galizischen Landtages dürfte den schlagendsten Beweis die Thatsache liefern, dass die Landeszuschläge zu den directen Staatssteuern im Jahre 1893 auf 68% gestiegen sind und die Steuerkraft des Landes, vorzugsweise der Grundbesitzer, in höherem Maße in Anspruch nehmen, als es in irgendeinem anderen Kronlande Österreichs der Fall ist.

Das Bild der wirtschaftlichen Zustände Galiziens, welches wir hier auf Grund der Ergebnisse der Lemberger Landesausstellung zu entrollen versucht haben, hat wohl neben manchen erfreulichen Lichtseiten auch erhebliche Lücken und Schattenseiten an dem galizischen Wirtschaftsorganismus an den Tag gebracht. Die Leiter des politischen Lebens in Galizien, welche die Veranstaltung der Lemberger Landesausstellung angeregt und bewerkstelligt haben, haben sich absichtlich keine Mühe gegeben, jene Schattenseiten zu bemänteln oder in den Hintergrund zu schieben. Denn es wäre ein thörichtes und verhängnisvolles Unternehmen, sich selbst und die Gesammtheit über den wahren Zustand der Dinge zu täuschen, wo es gilt, einen festen Markstein und verlässlichen Anknüpfungspunkt für die reelle Politik der nächsten Zukunft zu gewinnen. Anderseits ist es aber kaum möglich, in Abrede zu stellen, dass auf allen Gebieten des volkswirt-

schaftlichen Lebens in Galizien namhafte Erfolge erreicht worden sind. In erster Reihe ist dieses Ergebnis der aufrichtigen und einsichtsvollen Politik der Polen im Landtage und im Reichsrathe zu verdanken, welche sich immer das Wohl des Landes und der Gesammtheit als höchstes Ziel vor Augen halten und es zur obersten Richtschnur ihrer Bestrebungen und Handlungen gemacht haben. Diese taktvolle und friedliche Politik hat im galizischen Landtage selbst die entschiedensten Gegner der polnischen Majorität allmählich versöhnt und zur positiven Theilnahme an gemeinschaftlicher Arbeit bewogen. Die Elemente „schärferer Tonart“ sind wohl auch in Galizien keine Seltenheit, werden jedoch in kurzer Zeit friedlicher gestimmt, sobald sie Gelegenheit erlangen, den aufrichtigen Patriotismus ihrer Gegner kennen zu lernen. So wetteifern im galizischen Landtage alle Parteien in dem Streben, zum allgemeinen Wohle ihrerseits durch Anregung und Beistand beizutragen, und seit Jahren ist wohl keine einzige Landtagssession vergangen, ohne ein dankbares Andenken an sich zurückzulassen.

Angesichts mächtiger Hindernisse jedoch, welche der Entwicklung der galizischen Volkswirtschaft im Wege stehen, müssten die Anstrengungen der galizischen Bevölkerung und die Bestrebungen des Landtages erfolglos scheitern, wenn die Regierung ihnen gegenüber eine missgünstige oder nur eine passive Haltung beobachten würde. Wir müssen demnach mit voller Anerkennung unverhohlen zugestehen, dass jene Erfolge lediglich dadurch ermöglicht worden sind, dass sich die Haltung der österreichischen Regierung Galizien gegenüber entschieden geändert hat und letzteres gegenwärtig aufrichtig und wohlwollend als ein gleichberechtigtes Mitglied der österreichischen Völkerfamilie behandelt wird. Dass dem so ist, hat am schlagendsten die Lemberger Landesausstellung selbst dargethan, indem sich an derselben die Central- und Landesbehörden in hervorragender Weise betheiligt und dadurch deren inneren Wert und äußeren Glanz in hohem Maße gehoben haben. Der galizische Statthalter Kasimir Graf Badeni war selbst eine Hauptstütze des ganzen Unternehmens und scheute weder Mühe noch Kosten, um das schöne Friedenswerk zustande zu bringen. Das stattliche Gebäude des galizischen Landesschulrathes ist ausschließlich auf Kosten des Statthalters erbaut und ausgestattet worden.

Es sei uns noch gestattet, derjenigen Männer zu gedenken, welche an der Spitze des Unternehmens gestanden und sich durch ihre Opferwilligkeit und erfolgreiche Arbeit unvergleichliche Verdienste um das Land erworben haben. Vorerst ist hier der Präsident der Landes-

ausstellung, Adam Fürst Sapieha, zu nennen, der langjährige Obmann der bereits rühmlich erwähnten galizischen Landwirtschaftsgesellschaft, ein Mann großer Verdienste, seltener Thatkraft und von erprobtem Patriotismus, dessen Name und Mitwirkung dem Unternehmen im voraus die Sympathie aller Polen im In- und Auslande gewonnen hat. Ihm zur Seite standen Stanislaus Graf Badeni und August Ritter von Gorayski, Männer, deren politische Wirksamkeit, des ersteren besonders auf dem Gebiete des Schulwesens, des anderen auf dem Gebiete der Naphthaindustrie, seit Jahren allgemein bekannt und anerkannt worden ist.

Mit besonderer Anerkennung muss hier endlich der verdienstvolle Präsident der Lemberger Handelskammer, Herrenhausmitglied Dr. Zdzisław Marchwicki, genannt werden, der unermüdliche Director der Landesausstellung, der das ganze Unternehmen von Anfang bis zu Ende unmittelbar leitete und zwei Jahre hindurch alle seine Kräfte dem Zustandekommen des großen Werkes widmete.

Überhaupt hat die Lemberger Landesausstellung ergeben, dass die Polen auf allen Gebieten des socialen Lebens tüchtige, wissenschaftlich und technisch ausgebildete Männer aufweisen können, welche, von nationalem Ehrgefühl durchdrungen, mit Eifer und Hingebung den Aufgaben ihres Berufes obliegen. Diese Erkenntnis bildet wohl eines der erfreulichsten Ergebnisse der Landesausstellung, denn das Volk, welches solche Männer erzieht, darf mit Zuversicht der unerforschlichen Zukunft entgegensehen.



Ungarns Millennium.

Von

Dr. Alexander Márki.

(Schluss.)

Klausenburg.

Nicht durch einfache Besitzergreifung sondern auf dem Wege der Eroberung erlangten die Magyaren ihr heutiges Vaterland. Einfach besetzt wurden nur die unbevölkerten Gegenden. Die übrigen erkämpften sie sich mit dem Schwerte; ja mit den Chasaren diplomatisierten sie sogar auf dem Schlachtfelde. Das ungarische Staatsrecht unterschied

denn auch die unter dem Titel der Besetzung und dem der ersten Eroberung erworbenen Güter. Die näheren Umstände der Landnahme können trotz der Weitschweifigkeit des Anonymus noch zweifelhaft und mangelhaft sein; das Wesentliche derselben indessen, d. i. die Eroberung selbst, ist auf jeden Fall Thatsache.

Nach den ungarischen Geschichtsquellen geschah dieses nicht unter Grausamkeiten, und wenn ausländische Chronisten, Geschichtsschreiber und Maler bis auf Domenico Someda, welcher die einwandernden Magyaren darstellt, wie sie an ihre Sattelknöpfe die vom Blute triefenden Schädel ihrer Feinde befestigen, nicht genug erzählen können von dem Blutvergießen der Magyaren, so muss man es mehr von der Zeit der Streifzüge als von der der Occupation des Landes verstehen. Die besiegten Völker erhoben sich in Ungarn niemals, nicht einmal nach den Schlachten bei Riade und Augsburg, gegen ihre Besieger.

Die Magyaren verschafften sich in Europa unter demselben Titel das Bürgerrecht wie der größte Theil der europäischen Völker; darin indessen unterschieden sie sich doch, dass ihnen nicht wie jenen zumeist Gelegenheit geboten wurde, eine Cultur zu vernichten, welche im Leben des Continentes einen Factor bildete; sie erschienen spät genug, um auch auf dem Gebiete von Ungarn mit Recht eine solche Cultur zu suchen. Auf sie wartete mehr Neugestaltung als Zerstörung.

Oder soll etwa die Civilisation Thränen vergießen wegen der Zerstörung Großmährens? Dieser Staat war an einem solchen Orte entstanden, wo vorher die römische Cultur nicht den geringsten Einfluss gehabt hatte, und wenn er auch in den ersten Jahren seines Entstehens ein ernstes Bestreben zeigte für die Annahme des Christenthums, der edelsten Kundgebung der damaligen europäischen Cultur, so war doch seine Lebensdauer so kurz — kaum zwei Jahrzehnte — dass er in dieser Zeit sich in der That um die Civilisation keine Verdienste erwerben konnte; ja diese selbst konnte ja nicht einmal ihn durchdringen. Wie hätte er es sonst in den ersten Jahren des Erscheinens der Magyaren anfangen können, in manchen Dingen von selbst die Sitten seiner Besieger nachzuahmen? Wie also innere Verhältnisse die ungarische Nation bei ihrer verhältnismäßig guten militärischen Organisation an der Occupation des heutigen Ungarn nicht ernstlich hindern konnten, so konnten auch äußere ihr die Tapferkeit nicht rauben. Die Barbaren der Chronisten riefen beinahe zu derselben Zeit zwei Großmächte Europas zuhilfe, das griechische und das

römisch-deutsche Kaiserreich. Jenes stand damals auf dem Gipfel seines Ruhmes. Seit der Trennung vom weströmischen Reiche war ein halbes Jahrtausend verflossen, Zeit genug, die Grundsätze des Tribonianus zu verkörpern, welche, im Codex Justinianeus zusammengefasst, die stärksten Säulen des Absolutismus waren. Während indessen diese gut organisierte Monarchie im Süden gegen die Weltmacht der Araber kämpfen musste, war sie zu schwach dazu, sich mit ihren unmittelbaren Nachbarn, den kleinen Staaten der Balkanhalbinsel, siegreich zu messen. Sie rief daher gegen den Bulgarenfürsten Simon die Magyaren zuhilfe. Das griechische Kaiserreich war in der That durch die Lehren der Vergangenheit nicht klug geworden, und es kann in erster Reihe sich selber beschuldigen, dass es von dem Auftreten der Hunnen bis zum Einbruche der Türken ein Jahrtausend hindurch von den Wellen der Völkerwanderung jedesmal berührt und oft auch überschwemmt ward. Denn um sich vor momentanen Übeln zu retten, rief es nicht nur einmal solche Völker als Bundesgenossen herbei, welche sonst vielleicht dieses Reich vermieden hätten. Diesmal z. B. die Magyaren. Und das Unglück dieser bot Gelegenheit dazu, dass an dem linken Ufer der Donau ein starker und wohlgeordneter Staat entstand. Was wäre aus Europa geworden, wenn zu gleicher Zeit mit Árpád ein Genie wie Manuel auf dem Throne des oströmischen Reiches gesessen wäre, oder wenn dieser im 12. Jahrhundert nicht mit Stephan III. sondern mit Männern wie Marót, Gyalu, Glad, Zalán hätte kämpfen müssen? Die zweite Macht, das römisch-deutsche Kaiserreich, war noch zu jung, ja noch nicht ganz entwickelt. Es schied sich erst im Jahre 887 aus dem Frankenreiche aus und konnte kaum für etwas anderes angesehen werden als für einen losen Bund seiner sieben Stammfürstenthümer. Trotz der individuellen Tüchtigkeit des Kaisers Arnulf gelang es nur im großen, dass um seine kaiserliche Würde wie um einen Mittelpunkt jene kleinen Reiche sich consolidierten, in welchen zu Tacitus' Zeiten, 800 Jahre vor Arnulf, die decentralistischen Bestrebungen ebenso vorhanden waren als 800 Jahre nach ihm, zur Zeit der Kämpfe Leopolds I. und Ludwigs XIV. Unter Arnulf hatte das Reich noch nicht einmal einen Namen. Unmittelbar nach seinem Tode begann in Deutschland mit verderblicher Geschwindigkeit die „itio in partes", und der junge Staat hätte leicht zur Beute werden können für Magyaren, Normannen und Slaven. Also hatte auch dieser zu Árpáds Zeiten kein Gewicht im Osten und konnte nicht im geringsten die Eroberungen der Magyaren verhindern.

Demnach war es im Süden, in Griechenland, die starre Centralisation, im Nordwesten, in Deutschland, dagegen gerade die elastische Decentralisation, was die Magyaren nicht nur ermuthigte, die ihnen im Wege stehenden kleinen Völker zu besiegen und ein Reich zu gründen, sondern auch zu gleicher Zeit ihre neuen Nachbarn fortwährend anzugreifen. Mittelbar waren jene italienischen und deutschen Feudalherren ihre besten Bundesgenossen, welche, von ihren Vätern ihre Würde und das damit verbundene Feudum erbend, untereinander kleine Kriege führten, während sie im Kampfe gegen die auswärtigen Völker ihre Fürsten allein ließen, welche ihnen nun kaum mehr geben konnten, als sie schon besaßen.

Die Feudalgüter begannen in Westeuropa, aber besonders im Vaterlande dieses Systems, in Frankreich, gerade in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts erblich zu werden. Wenige Herren hielten sich für glücklich, wenn sie nur ihr Allodium, ihre „paterna rura" mit ihren Ochsen pflügen konnten. Gleichwie der Lehenswerber soeben seine Person und damit seine Freiheit ohne Bedenken dem König angeboten hatte, damit er von ihm für seine patriotischen Verdienste gleichsam als Pacht größeren Grundbesitz erhalte, so kümmerte er sich nachher in der Regel wenig um diese Dienste, um das Gemeininteresse, denn sein ganzes Denken war auf Erwerb gerichtet. In dieser Hinsicht waren die mittelalterlichen Helden kaum besser als die heutigen Börsenspeculanten. Wenn durch das Feudalsystem den Fürsten das gelungen wäre, wonach sie eigentlich strebten, nämlich die Schaffung eines zwar nicht stehenden, aber jederzeit zum Kampfe bereiten Heeres, so würde sicherlich ein geringerer Erfolg die Waffen der Magyaren im Auslande begleitet haben. Schon Roms Geschichte hat es gezeigt, dass es nicht gut ist, den Soldaten zum Grundbesitzer zu machen. Die Kriegstugenden der Magyaren begannen damals zu schwinden, als in der Árpádenzeit jedermann das Streben nach eigenem Besitz ergriff, und später hat das Türkenreich mit seinem eigenen Verfalle den Versuch bezahlt, die Janitscharen und Spahis nach asiatischem Muster zu Feudalherren zu machen. Die Magnaten würdigten ihren König nach seiner Freigebigkeit, wie später das „hármas könyv" (Tripartitum) den König Andreas II. als einen Heiligen pries, unter dessen Kindern und Enkeln zwar thatsächlich Heilige waren, während er selbst den Fluch der Kirche über das Land brachte. Und dieses Land sah nach Jahrhunderten in ihm doch nur den Vermehrer der adeligen Prärogative, den Verleiher der goldenen Bulle, wofür es ihm vieles andere verzieh.

Die Gesellschaft und das Staatsleben Westeuropas waren im 9. Jahrhundert überhaupt in der größten Gährung, als der Einbruch der Magyaren mit einer neuen Völkerwanderung zu drohen schien. Und doch hätte diese zweite Völkerwanderung nicht den hundertsten Theil so viel zerstören können als die erste, in welcher ein Rom stürzen musste.

Interessant ist das Verhältnis, in welchem alle diese Völker zum Christenthum standen. Der Arianismus, welcher sozusagen der Völkerwanderung auf dem Fuße gefolgt war, hatte gegen Ende des 6. Jahrhunderts immer mehr an Ausdehnung verloren und sich überlebt. Der Papst Gregor der Große hatte eine solche Umgestaltung der Ideen hervorgerufen, welche selbst beinahe an ein Wunder grenzt, wie denn auch die Welt mit immer größerer Hingebung an Wunder glaubte. Und wenn es Leute gibt, welche über die Ritter mit bluttriefenden Händen lächeln können, welche ohne Erbarmen kämpfen, aber das Schwert sinken lassen, sobald sie das einfache Symbol des Kreuzes erblicken, so werden solche auch jene Veränderung nicht verstehen, welche sich im Gefühle dieser Barbaren vollzog. Warum fordern sie von unterjochten Völkern nicht mehr Gold und Silber in Scheffeln, und warum sind sie überglücklich, wenn die Boten, die sie zum großen Papste gesandt, um ihre Bekehrung zu verkünden, mit einem Stückchen des heiligen Kreuzes, mit einer Locke Johannes' des Täufers und mit einigen Splittern von der Kette des heiligen Petrus zurückkehren?

Das von den Westgothen gegebene Beispiel, die schöne Lehre der christlichen Selbstlosigkeit überlebten das Gothenreich und gewannen im Osten überall an Boden.

Die einwandernden Magyaren fanden hier nur Elemente des Christenthums. Diese Religion konnte auf sie, die in einer zusammenhangenden großen Masse einer Naturreligion huldigten, keine besondere Wirkung ausüben. Sie können übrigens mit dem Christenthume nicht erst in ihrem jetzigen Vaterland bekannt geworden sein.

Während ihrer Wanderung kamen sie hauptsächlich mit Slaven in Berührung, und auch in Ungarn fanden sie viele Slaven. Die Nordslaven, die Russen, feierten im Jahre 1888 das neunhundertjährige Jubiläum ihrer Bekehrung zum Christenthum; ihr Reich selbst besteht bloß seit 1000 Jahren. Ihr Christenthum ist daher jünger als die Gründung des Magyarenreiches und erscheint so unvollkommen, dass es noch im 10. Jahrhundert mit Menschenopfern verbunden war, weil sie ihre Götzen nicht vergessen konnten.

Desgleichen hielt sich zur selben Zeit, beinahe im selben Jahre (983), der ungarische Fürst Geiza für reich genug, beiden Göttern zu opfern.

Auch die Slaven des Svatopluk können unmöglich die Bekehrer der Magyaren sein. Sie selbst mussten ja noch mit dem Heidenthume kämpfen. Ihr Christenthum nannten im Jahre 899 sogar die bayerischen Bischöfe nur ein Pseudochristenthum.

Und ein solches Pseudochristenthum war auch im Süden zwischen Save und Drau, so dass am Ende des 9. Jahrhunderts Ladislaus der Heilige ihm gegenüber nicht nur die politische Macht Ungarns sondern auch dessen katholische Ideen repräsentierte. Von seiner Zeit an wurde daselbst das Christenthum so allgemein, das das Zahlenverhältnis noch heute an wenigen Orten günstiger genannt werden kann. Zur Zeit der Occupation konnte ihr Christenthum auf die Magyaren nicht wirken, und es ist gut, dass es nicht geschah.

Überhaupt war das Jahrhundert, in welchem die Magyaren auf europäischem Boden erschienen, das Jahrhundert der unermüdlichen Wirksamkeit der Missionäre.

Den Magyaren sind in der Erkenntnis Jesu viele Völker vorangegangen, aber viele sind ihnen auch gefolgt. Unter diesen jedoch nur eines, welches das ganze Mittelalter hindurch den Geist des Katholicismus nicht verstand und daher im Jahrhundert der Renaissance sich in verhältnismäßig kürzerer Zeit für die Reformation erklärte, als es seinerzeit dazu gebraucht hatte, katholisch zu werden.

Der Norden und Osten klammerten sich an das Heidenthum, als das Volk Árpáds im Thale der Theiß erschien. Der Südost (Byzanz) begieng kurz vorher, am 19. Februar 842, die Feier der Orthodoxie, welche indessen die Christenheit in eine griechisch-orientalische und römisch-katholische Kirche gespalten fand. Und wie die Griechen so hielten es bald auch die Deutschen des Westens mit ihrem Christenthume für vereinbar, gegen die Päpste zu kämpfen.

Seit dem Jahre der Occupation 895 war ein Jahrhundert vergangen, und die Magyaren hatten sich taufen lassen. Und doch war ihr Reich nur nach zwei Seiten zwischen Christen eingekeilt; auf den übrigen Seiten waren zweierlei, möglichst weltlich gesinnte Christen oder geradezu Heiden ihre Nachbarn. Es ist daher kaum mehr als eine Redeblümelei, wenn man die Bekehrung Geizas und Stephans des Heiligen mit ihrer Überzeugung begründet, dass sie im Falle ihres Verbleibens beim Heidenthum den politischen und religiösen Hass

und die Angriffe der benachbarten Völker auf sich lenken könnten. Dazu war Europa sowohl in politischer als auch religiöser Beziehung zu schwach.

Diejenigen Priester, welche Árpáds Helden in den ersten Jahren ihrer Eroberung auf den ungarischen Oasen der europäischen Christenheit vorfanden, waren entweder geflohen, oder wenn sie im Lande geblieben waren, hatten sie ihren Einfluss verloren. Von Verfolgung derselben ist keine Rede. Die christliche Religion entwickelte sich in Ungarn auf jeden Fall nach rückwärts; und wie die Slovaken des Oberlandes schon an dem Heidenthum der Magyaren ein Vergnügen zu finden begannen, so schufen halbes oder gar nicht verstandenes Christenthum, slavisches Heidenthum, ungarischer, bulgarischer, avarischer Shamanismus, chasarischer Mohamedanismus und kabarischer Judaismus eine Begriffsverwirrung auf dem Gebiete des religiösen Lebens, welche man mit der heidnischen Organisation der Magyaren ebensowenig in Einklang zu bringen vermochte wie mit den westeuropäischen Begriffen. Und es vergieng mehr als ein halbes Jahrhundert, bis aus Byzanz, und mehr als sieben Jahrzehnte, bis aus Deutschland Missionäre sich ihnen zu nähern wagten. Dann aber begann die Anerkennung des Monotheismus so sicher und so allgemein im ganzen Lande, wie wir hiezu kein zweites Beispiel in der europäischen Geschichte finden. Die Naturanbetung der Magyaren, welche ohne Götzendienst geschah, wandte sich ebenso rasch dem einen Gotte zu als dreieinhalb Jahrhunderte vorher die des zerfallenen nomadischen Arabien zu Allah. Und die große Idee der Einheit, welche ihre Religion durchdrang, gestaltete auch in politischer und gesellschaftlicher Beziehung rasch diese zwei Völker um, welche sich durch ihre Abstammung, Sprache, geographische Lage und durch so viele andere Dinge voneinander unterschieden; denn die Idee war überall stärker als die Verhältnisse.

Eine wirkliche Staatsidee konnte sich bei den einwandernden nomadisierenden Magyaren, da ja schon das Wort selbst ein Gebundensein an einen Ort ausdrückt, nicht entwickeln. Dass sie aber im Entstehen begriffen war, beweist die Tradition des Blutvertrages. Es ist klar, dass die Magyaren nicht schon während ihrer Wanderung aus Lebedia nach Etelköz das Verhältnis in Paragraphe fassten, in welchem Herrscher und Nation zueinander stehen, und insoweit und besonders, wenn wir die vorgeschriebene äußere Form der Abfassung von Gesetzen vor Augen halten, kann der Blutvertrag nicht Anspruch erheben auf documentarische Glaubwürdigkeit. Ein herumschweifendes Volk codificiert nicht.

Thatsache indessen ist, dass die Magyaren in ihr heutiges Vaterland mit einer Art von monarchischem Organismus kamen, und wenn auch die Gewalt des Fürsten im Frieden beschränkt war, so konnte er im Kriege beinahe Absolutismus ausüben.

Einheimische und ausländische Chroniken heben in gleicher Weise hervor, dass die einwandernden Magyaren die Idee der Einzelherrschaft von den Chasaren erhalten haben, wie sie ja unter den türkisch-tatarischen Völkern Südrusslands im allgemeinen die Führerrolle innehatten.

Übrigens war im Anfange auch bei den Germanen der König nur im Kriege unbeschränkter Herr, und in dieser Beziehung scheinen die Nomaden des Mittelalters nicht so ängstlich gewesen zu sein als die Griechen des Alterthums, bei denen übrigens ein Miltiades, ein Perikles auch nur einer von 10 Strategen war. Miltiades konnte nur so die marathonische Schlacht beginnen, dass vorher fünf seiner Mitstrategen zu seinen Gunsten von dem ihnen zukommenden Tagesoberbefehl abstanden, denn die Demokratie kann man überall durchführen, nur auf dem Kampfplatze nicht.

Aber auch in Friedenszeiten drehte sich diese primitive Staatsmaschine um einen Mittelpunkt. Außer dem Hauptfürsten hatte die Nation noch zwei Hauptrichter (gülas und karchas), und wenn die gleichzeitigen griechischen Geschichtsschreiber vermelden, dass die acht Nationen unter ihren eigenen Wojewoden und innerhalb ihres eigenen Gebietes selbständig ihre Angelegenheiten erledigen konnten, so erstreckte sich diese Selbständigkeit gewiss nicht auf die ganze Rechtspflege und war auch in anderen Beziehungen ebenso eingeschränkt. Mehr als 600 Jahre später fand sich ein gebildetes Volk und zwar keine geringere Nation als die deutsche, welche bei der berühmten Reform des Kaisers Maximilian die Macht des Kaisers, welche mehr nur in den gemeinsamen kriegerischen Unternehmungen zur Geltung kam, durch die Centralisation der Rechtspflege zu unterstützen bestrebt war. Die hier berührte Regierungsform der Magyaren weist auf ein chasarisches Muster hin. Es ist asiatisch in jeder Beziehung; aber in Regierungsformen sind ja die Völker nicht sehr erfinderisch und kennen dabei so wenig Unterschiede des Raumes und der Zeit, dass es kein Wunder ist, wenn sie immer wieder zu denselben Ideen zurückkehren oder beinahe „zufällig" dieselben treffen.

Wenn wir übrigens die hunnische und avarische Monarchie als eine mobile ansehen können, so können wir auch die ungarische im

Anfange für nichts anderes halten. Die Stammorganisation war thatsächlich eine militärische, und wir dürfen unter derselben bei den Magyaren des 9. Jahrhunderts kein Clan-System verstehen. Schon deshalb nicht, weil je ein Clan im Verhältnis zu den Zufällen seiner natürlichen Entwicklung von verschiedener Zahlengröße war; die bei den Magyaren erwähnten Stämme und Nationen aber waren ein regelmäßig gegliedertes Ganzes. Und was bei den Clans unmöglich gewesen wäre, die ungarischen Stämme bildeten ein einheitliches Heer. Ihre Erfolge basieren in erster Reihe auf unbedingtem Gehorsam gegen den Anführer. Dieser betraut nämlich ohne Bedenken seine untergeordneten Führer mit verschiedenen Aufträgen, denn er hat keinen Grund, den Gehorsam derselben in Zweifel zu ziehen. Der Germane, in welchem der centrifugale Trieb immer groß war, hätte es nicht gewagt, derartiges nachzuahmen. Gab es bis zur Zeit Ottos des Großen denn wirklich ein gemeinsames Unternehmen gegen die Magyaren? Und warum kümmerte sich ein und derselbe Volksbund so wenig um seine Glieder?

Ob nun darüber Paragraphe geschrieben worden sind oder nicht, das eine ist Thatsache, dass die Magyaren dasjenige, was sie mit gemeinsamer Kraft erworben, auch gemeinschaftlich untereinander theilten. Die Franken Chlodwigs und die Magyaren Árpáds befolgen in dieser Beziehung ein gleiches Verfahren, und beide betrauen den Anführer mit der Vertheilung. Bei solchen Völkern aber, von deren „Raubzügen" man berichtet, ist ein solches Recht des Anführers keine Kleinigkeit. Es gibt schon eine Kraft, welche die Habgier zu zügeln versteht. Und es war der Same schon vorhanden, aus welchem der Baum des mittelalterlichen Feudalismus erwachsen konnte. Es gibt kein herrenloses Gebiet im Lande; der König verwaltet die noch herrenlosen Güter und belohnt nach Verdienst und Würde seine Getreuen mit denselben. Auf diese Idee hat Europa, wenn sie für das Mittelalter auch noch so charakteristisch ist, kein ausschließliches Privilegium. Von den Hunnen hinauf bis zu den Türken, welche auch in Ungarn so viele „kilids" vertheilten, kannten die türkisch-tartarischen Völker dieselbe zur Genüge. So auch die Magyaren. Denn der gewöhnliche Ausdruck des Anonymus: „Árpád dedit terram alicui" ist keine so große Ungereimtheit, als man im allgemeinen zu behaupten pflegt.

Ungarn erhielt von Europa nur die christliche Form und den europäischen Anstrich der Monarchie, aber nicht die Idee selbst. Franz Salamon, der Verfasser einer ungarischen Kriegsgeschichte während

der Zeit der Führer, hat vollkommen recht, wenn er sagt, dass Ungarn unter allen gleich großen oder größeren Staaten Europas der einheitlichste und sozusagen der centralisierteste war — davon kann sich jedermann überzeugen, wenn er einen historischen Atlas durchblättert. Und diese Einheit kann von der Zeit an datieren, als die Magyaren in das Land kamen. Mit welcher Bewunderung spricht doch von dieser Staatsmacht noch am Ende des 12. Jahrhunderts ein großer Staatsmann Deutschlands, der die Magyaren übrigens hassende Bischof Otto von Freising! Und zwar gerade zu der Zeit, als Deutschlands Kraft, welche es zweckmäßiger auf die Herstellung der staatlichen Einheit verwendet hätte, immer mehr durch das Streben nach der so vergeblich gesuchten Vereinigung mit Italien in Schwäche sich zu verwandeln begann.

Die Monarchie war unter Árpád und seinen nächsten fürstlichen und königlichen Nachfolgern nach innen stark, nach außen erfolgreich. Es ist kein Wunder, dass die Magyaren nach ihrer Einwanderung, da sie ohnehin auf ihre eigene Kraft vertrauen konnten, nicht sogleich nach ausländischen Mustern haschten. Auch ihre Nachkommen brachte nicht das Suchen nach diesen Mustern in eine friedlichere Beziehung zu Europa. Nur die Religion war es, in welcher sie die edleren Bestrebungen der europäischen Gesellschaft liebgewannen; alles übrige nahmen sie nur in dem Maße an, als es ihrem Geschmack entsprach. Dieses aber selbstlos, vollständig und ohne jeglichen Vorbehalt.

Das ungarische Volk hatte zur Zeit der Occupation eine solche militärische und gesellschaftliche Eintheilung, dass es sich sehr leicht der europäischen Auffassung anpassen konnte, und doch hat es sich gebildet, ohne dieselbe zu kennen.

Die Keime der Einrichtung mittelalterlicher Oberherren, Edelleute und Hörigen brachte die Nation thatsächlich auf ihrer Wanderung mit. Die Bekanntschaft mit dem Auslande konnte dieselben nur noch umgestalten. Stephan der Heilige umschrieb genau den Begriff des Privateigenthums, aber nicht er war es, der denselben in Ungarn einbürgerte. Gesellschaften entstehen nicht auf Befehl, und was für einen babylonischen Wirrwarr müsste das ergeben haben, wenn die Magyaren am 14. August des Jahres 1000 als Asiaten zu Bette gegangen und am Morgen des nächsten Tages, am 15., den damaligen Verhältnissen gemäß plötzlich als civilisierte Europäer erwacht wären.

Die Weisheit Stephans des Heiligen wie die jedes Gesetzgebers bestand eben darin, dass er dem Genius der Nation Rechnung

trug. Nur die Form seines Gebäudes hatte sich verändert, das Material war größtentheils dasselbe geblieben. Und damit der Vergleich, auch ganz buchstäblich genommen, passe, erwähne ich, dass er selbst bei seinen Bauten nicht sclavisch dem Auslande folgte: seine Kirche zu Stuhlweißenburg wich durch die vier Eckthürme von dem gebräuchlichen Basilikenstil ab.

Stephan den Heiligen interessierte vom Staatsleben Europas in erster Reihe die Religion. Aus den Ermahnungen, welche er an seinen Sohn, den Herzog Emerich, gerichtet hat, zeigt Julius Pauler, dass „Stephan ein Anhänger und Vorkämpfer sehr aufgeklärter Ideen war. Er hatte einigermaßen die Principien Gregors VII. noch vor dem Auftreten desselben". Und weil er für die wichtigste Herrscherpflicht die Beschützung und Verbreitung des katholischen, apostolischen Glaubens hielt, huldigte er mehr kirchlichen als politischen Gesichtspunkten. Dies ist der Grund, dass er sich um die Verleihung der modernen europäischen Herrscherwürde direct an den Papst und nicht an den griechischen oder römisch-deutschen Kaiser wandte. Die Nation war ihres großen Königs würdig. Die erste Periode der Bekehrung in Ungarn war vergangen, ohne dass auch nur ein Missionär die Krone des Märtyrerthums sich hätte erwerben können. Später fiel auch Gerhard nicht so sehr religiöser als vielmehr politischer Parteileidenschaft zum Opfer.

Aber in wie auffälliger Weise und sonder Zaudern die Nation an die katholische Religion sich schloss, ebenso gieng sie vor bei der Realisierung der politischen und socialen Ideen des Westens. Sie haschte nicht gierig nach ihnen, aber sie eignete sich die meisten derselben an, zum Glück ohne mit den ererbten Traditionen vollständig zu brechen. Sie ahmte nach, aber kritisierend. Und wie wenig dieses Verfahren im Gegensatze sowohl zum Christenthum als auch zu den Ideen des Westens stand, zeigen beispielsweise Gerhard der Heilige und die Geistlichkeit seiner Zeit. Der große Bischof von Csanád schalt mit gehirnerschütternden Worten den Tyrannen Samuel Aba, welcher mit der heidnischen Stammeseinrichtung zwar kokettierte, aber trotzdem dem Christenthume treu blieb. Und wie dieser dem kühnen Bischof nichts zuleide that, so wusste auch jener die Schwächen seines Fürsten von den Interessen des Volkes zu trennen. Die Nachkommen von Stammeshäuptlingen, bei denen inzwischen die Idee des Privatbesitzes Gefallen gefunden hatte, brachen mit ihrer Vergangenheit und giengen bei Ménfö in das Lager des christlichen deutschen Kaisers Heinrich III. über; die Geistlichen, welche

natürlich lauter Christen und größtentheils Fremde waren, hielten auch hier mit ebenderselben Treue zu ihrem gescholtenen Herrn, wie sie ja zumeist, auch als sie im Jahre 1066 heftig verfolgt wurden, sich der Sache der Nation anschlossen. Während jener politischen Bewegungen und später unter Béla I. betonten zwar die Führer die Wiederherstellung der alten heidnischen Religion, nahmen aber die Sache nicht ernst genug. Die Unzufriedenheit mit den politischen und gesellschaftlichen Zuständen zeigte sich auch nachher oft, und der Hass gegen die Fremden blieb durch die ganze ungarische Geschichte hindurch; das Christenthum indessen stand, nachdem es die beiden ersten Erschütterungen überwunden hatte, in vollkommener Achtung da. Sowie z. B. Ludwig der Große seine Politik im Südosten darauf gründete, die griechisch-orientalischen Völker zu Katholiken zu machen und damit dem Mittelpunkte des ungarischen Staatslebens näher zu bringen, ebenso war in den spätern Jahrhunderten der Magyare nicht wenig stolz darauf, dass man ihn in seinen entsetzlichen Kämpfen gegen die Türken die „Schutzmauer der Christenheit" zu nennen pflegte.

Das Christenthum war ein bewundernswerter Organismus, welchen die Magyaren umso leichter verstehen konnten, weil er niemals und zu keiner Zeit mit der Politik und Gesellschaft vermengt war. Dieses gehörte schon mehr in den Kreis der Hierarchie, in deren Interesse es übrigens lag, sich mit der Erstarkung des Christenthums alle jene Vortheile zu verschaffen, welche sie sich in den westlichen Ländern bereits erkämpft hatte. Und insoweit hat das Christenthum für alle Fälle auf die bürgerliche Constitution Einfluss geübt. Die ersten Paragraphe indessen blieben nur auf der Oberfläche und drangen nicht in das Wesen der Sache ein. Daher kam es, dass Stephan der Heilige nicht mit der Bildung der Stände und einer strengen Verwaltung seine Wirksamkeit begann sondern nur die auffälligen Gegensätze, die zwischen dem neuen Christenthum der Magyaren und dem alten heidnischen Organismus bestanden, auszugleichen suchte.

Eines war es, was er als Einrichtung für ganz Ungarn in Schutz nahm, wenn er auch nicht jedem einzelnen Unterthanen dasselbe aufzudrängen wünschte, und dieses war das Christenthum, jene Idee, welche die Denkweise der europäischen Völker und damit den ganzen staatlichen und gesellschaftlichen Zustand umgestaltet hatte oder umgestalten sollte.

Das Mittelalter beginnt in Ungarn mit der Proclamierung des Christenthums. Im Jahre 1000 nahm Papst Silvester II. das

magyarische Volk in die große Familie der Christenheit auf, und am 15. August desselben Jahres erklärten die Magyaren, dass sie Glieder dieser Familie zu werden wünschten. Und sie wurden im Laufe eines Jahrhunderts auch vollständig Glieder derselben.

Es war dann nur eine Folge dieses Entschlusses, dass sie auch als Nation aus ihrer vereinzelten Stellung heraustraten. Ihre internationalen Verhältnisse verbitterten sie zwar nicht nur einmal in den ersten Jahrhunderten des Christenthums, z. B. das Bestreben der Deutschen, aus Ungarn einen Vasallenstaat zu machen; andererseits wurden sie gerade zu der Zeit christlich, als Europa schon einen gewissen Gemeingeist geschaffen hatte.

Die Wiederherstellung des weströmischen Reiches riss die trennende Mauer zwischen den Völkern nicht nieder. Dagegen wirkten hiefür der aus Clugny sich ergießende neue Geist und besonders die Idee der Kreuzzüge mit Erfolg. Ungarn konnte sich schon wegen seiner geographischen Lage von dieser Bewegung nicht abschließen, welche die gesammten Völker Europas zu einem Ziele vereinte, und die Magyaren, welche in den verflossenen Jahrhunderten der Beute und Schätze wegen so viele schöne Gegenden Europas verwüstet hatten, zogen jetzt auch begeistert aus, um für eine Idee zu kämpfen, welche sie mit nichts anderem beschenken konnte als der Zufriedenheit eines glaubenseifrigen Herzens.

Die Einrichtung des Ritterthums gefiel ihnen sehr, wenn sie auch, selbst hierin ihre Individualität nicht verleugnend, den Sentimentalismus der Franzosen, Italiener und Deutschen daraus fortließen. Béla I., Bátor Opos und besonders Ladislaus der Heilige repräsentieren schon früh in Ungarn das Ritterthum, die Sänger dagegen den zarten Geist der Troubadours.

Stephan der Heilige aber, der von Silvester II. mit der Krone geschmückt worden war, gründete zu Vesprim, seiner schriftstellerischen Neigungen würdig, eine Universität; und während er damit manchem Lande, dessen Christenthum älter ist, zuvorkommt, wünscht er selbst gleich Karl dem Großen jeden guten Gedanken einzubürgern, den er vom Westen erhalten.

Mit einem Worte, die Proclamierung des Christenthums, an welche der Magyare in der Zeit der hunnischen und avarischen Reiche nicht dachte, zur Zeit der kleinen Fürstenthümer nicht denken konnte, führte Árpáds Nation in medias res und ließ sie vollständig unter den Einfluss der mittelalterlichen Ideen gelangen. Wenn es also Leute

gibt, welche das europäische Mittelalter von einem bestimmten Jahre an rechnen, vom Jahre 476 oder 800, so können wir den Anfang des Mittelalters des im Jahre 895 gegründeten Ungarn mit nicht geringerer Gewissheit und Genauigkeit auf das Jahr 1000 verlegen.



Friedrich Smetana.

Von

Bronislav Wellek.

(Schluss.)

Prag.

Auf der anderen Seite stehen Charaktere von absoluter Komik: der Maurermeister, ebenso beschränkt als bieder, mit einer stereotypen Phrase seinen Sermon beginnend; der ausgediente Soldat Bonifaz, ein Verehrer von Jungfer Rosa, pfiffig aber ehrlich, ein urwüchsiger, ganzer Kerl; schließlich der ausgelassene Bänkelsänger Skřivánek, dem niemand gram sein kann. Mit den beiden letzten Figuren steigert der Componist im letzten Act die Fröhlichkeit der Stimmung auf den höchsten Grad, während sie auf dem Backofen sitzen und es im Innern der Mauer schauerlich rumort; sie ahnen ja nicht, dass da drinnen mit verzweifelter Entschlossenheit Kalina seinen Schatz sucht. Dieses Ineinandergreifen der Tragik und der Komik bildet eben das, was man „Humor" nennt.

Das ist einmal ein Libretto, welches weder den Vorwurf der Trivialität, den man Sabinas Text zur „Verkauften Braut", noch den der Albernheit, den man dem „Kuss" macht, verdient.

❦

Smetana konnte in Anwendung des Wagner'schen Principes von sich sagen: „Gebt mir einen guten Text, und ich werde eine gute Oper componieren!" Das ist sein Wagnerianismus. Der Text gewährte Smetana wie keiner bisher Gelegenheit, einen solchen Reichthum an musikalischen Gedanken und Formen zu bieten und doch alles zu einem einheitlichen musikalischen Ganzen zu verbinden, in dem nichts Gemachtes, nichts Gezwungenes zu finden ist. Das „Geheimnis" bezeichnet den Höhepunkt seines dramatischen Schaffens.

Wenn nun die durch Anwendung des Leitmotives hergestellte, sofort in die Augen springende Einheitlichkeit des Ganzen,[1]) die tadellose Declamation der musikalischen Phrase, die reichlichen Ergüsse aus dem unerschöpflichen Füllhorn seines Melodienschatzes, der sonnenhelle Humor, der jede Figur, jede Situation voll Lebenswahrheit bescheint, besonders aber der vorzügliche dramatische und musikalische Aufbau des ersten Actes zu einem Vergleich mit den „Meistersingern" Wagners herausfordern, so soll damit nur das Niveau bezeichnet sein, auf welchem diese Operndichtung Smetanas steht. Der Humor des „Geheimnisses" unterscheidet sich aber wesentlich von dem Humor in den „Meistersingern", wie sich das slavische Naturell von dem deutschen wesentlich unterscheidet; die Art der Melodien und ihrer Rhythmisierung ist von der Musik der „Meistersinger" so grundverschieden, als die slavische Musik von der deutschen grundverschieden ist.

Beide Werke sind durchflutet von der traulichsten Sonntagsstimmung in sich vollendeter Meister. Solcher Werke gibt es in der gesammten Opernliteratur wahrhaft nicht viele.

Für den künstlerischen Standpunkt Smetanas ist überaus bezeichnend folgender, von ihm an Ottokar Hostinský 1879 gerichteter Brief:

„Dass Sie mit dem „Geheimnis" zufrieden sind, freute mich. In dergleichen Arbeiten ist es für den böhmischen Componisten eine überaus schwere Aufgabe, sowohl der eigenen Überzeugung als auch den Anforderungen des Publicums zu genügen. Das Rufen nach Melodie bedeutet beim größeren Theile des Publicums so viel, dass es sogleich alle Weisen ohne Mühe und ohne Sinn wiederholen möchte, sobald sie ihm zum erstenmale im Theater zu Gehör gebracht wurden. Wenn es dies nicht vermag, so gefällt die Oper nicht; sie ist gerichtet

---

[1]) Smetana schreibt in einem Brief an den Kapellmeister Čech:
„Es sind zwei Hauptmotive da und zwar das Motiv des Geheimnisses

(des Schatzes):  und Kalinas: , auf denen sozusagen der ganze Bau der Oper errichtet worden ist, und aus denen sich die übrigen Nebenmotive entwickelt haben, obwohl auch einzelne selbständige Gesänge vorkommen, besonders Lieder im volksthümlichen Stil 2c."

und der Componist auch, denn er hat kein anderes Theater, kein anderes Publicum, an welches er appellieren könnte. Und welchem Componisten wird das Schicksal seines Werkes, das ihn so viel Mühe gekostet, gleichgiltig sein? — Ich habe erkannt, wie wenig gebildet — musikalisch gebildet — unser Publicum ist trotz allen Musiklehr-anstalten, Concerten, Opern und Theatern, deren es sich in einer solchen Stadt, wie Prag es ist, in reichlichem Maße von Jugend auf erfreut. Und weil mir daran gelegen ist, dass jedes neue Werk von mir sich auf dem Repertoire erhalte und so der böhmische Stil auch für unsere übrigen Componisten, welche sich bisher nur wenig im nationalen Stil versucht haben, eine feste Basis bekomme, muss ich meine Gelüste beim Componieren verleugnen, geradezu mich selbst verleugnen und in einem Dualismus schreiben, der mir eigentlich zuwider ist! — Wenn der Stoff mehr lyrisch ist, wie z. B. im ‚Kuss‘, so kann man einschmeichelnde Lieder in Hülle und Fülle aufhäufen. Deshalb gefiel der ‚Kuss‘ besser als das ‚Geheimnis‘."

Dennoch war der Erfolg des „Geheimnisses" bei der Erstaufführung, welche am 18. September 1878 im „Neuen böhmischen Theater" (einem neuen Holzbau für die böhmische Bühne in der Nähe des jetzigen Landesmuseums) stattfand, ein bedeutender. Während sich bei der Première des „Kusses" nur die Anhänger Smetanas versammelt hatten und die feindliche Kritik sich in ein beharrliches Schweigen hüllte, war diesmal der Erfolg ein allseitig anerkannter, weil die Theaterverhältnisse in ruhigere Bahnen gelenkt waren und mit ihnen der rohe Streit verstummt war. Allerdings, populär ist das „Geheimnis" bis heute noch nicht aus dem von Smetana selbst im eben citierten Schreiben angegebenen Grunde.

In die Scene Kalinas zu Beginn des zweiten Actes componierte Smetana bald nach der Première auf Wunsch des damaligen Darstellers der Rolle (des Baritonisten Lev) den prächtigen Monolog hinzu: „Wozu noch weiter forschen" bis „Bevor ich die Augen schließe zur ewigen Ruh'".

❦

Die Fülle der Zeit.
(1879 bis 1882.)

Der Kampf hatte ausgetobt. Smetana hatte sich einen Theil der verdienten Anerkennung errungen. Drei von seinen Opern behaupteten nunmehr eine feste Stelle im Repertoire der böhmischen

Opernbühne: „Die verkaufte Braut", „Der Kuss" und „Das Geheimnis". Ein Versuch der Rehabilitierung der „Beiden Witwen" führte, wie schon an gehöriger Stelle bemerkt wurde, zu sieben Aufführungen dieser Oper (1878); der gute Wille auf Seite der Theaterleitung und der Kritik war nun so groß, dass sogar an eine Rehabilitation des „Dalibor" gedacht werden konnte (1879), aber die Zeit dieser Oper war noch nicht gekommen, sie verschwand nach drei Aufführungen wieder vom Repertoire. Erst im Jahre 1887 gelang im Nationaltheater ihre vollständige und glänzende Rehabilitierung. Immerhin hatte es Smetana den drei erstgenannten Opern und den viel gespielten Symphonien seines Cyklus zu danken, dass ihm die verdiente Anerkennung als größtem damaligen Musiker der Czechen nicht mehr vorenthalten wurde, und dass sich aller Blicke auf ihn lenkten, als der Bau des böhmischen Nationaltheaters so weit gediehen war, dass dessen Eröffnung als ein ziemlich nahes festliches Ereignis für die Nation betrachtet werden konnte.

So konnte Smetana unter Theilnahme der gesammten seiner Muse huldigenden Bevölkerung Prags das 50jährige Jubiläum seines ersten Auftretens in der Öffentlichkeit (als Wunderkind in Leitomischl 1830) am 4. Jänner 1880 festlich begehen. Seine letzten Symphonien „Tábor" und „Blanik" wurden zum erstenmale gespielt, er selbst gab Claviervorträge zum besten.[1])

Als im Jahre 1880 ein Preis von 1000 Gulden für die beste seriöse Oper vom Verein zur Erbauung des böhmischen Nationaltheaters ausgeschrieben wurde, erhielt ihn Smetana für seine „Libuša", welche er bis zu dieser Zeit sorglich aufbewahrt hatte, und so stand er vor dem längst ersehnten Ziele, dass seine Festoper bei einem wirklich festlichen Anlass, der Eröffnung dieser nationalen Kunsthalle, eine würdige Darstellung finden werde.

Das Theater nahte seiner Vollendung im Inneren. Die majestätischen Klänge des „Vyšehrad" durchhallten den noch nicht

---

[1]) In einem Briefe an Srb aus dem Jahre 1879, in welchem es sich um Herstellung des Programmes zu diesem Concerte handelt, schreibt Smetana über Chopin:

„... Aber ich muss darauf beharren, dass ich nicht nur meine Compositionen spiele, und habe eine besonders wichtige Ursache, im Programm Chopin anzuführen. Seinen Compositionen hatte ich in allen Concerten meinen Erfolg zu danken, und von der Zeit ab, wo ich seine Compositionen kennen lernte und auffasste, wusste ich auch, was meine Aufgabe für die Zukunft sei."

ausgeschmückten Raum bei der ersten, der Chor „Warum sollten wir uns nicht freuen" aus der „Verkauften Braut" bei der zweiten akustischen Probe. Smetanas sehnlichster Wunsch, bei der Eröffnungsvorstellung wenigstens das Vorspiel zur „Libuša" dirigieren zu können, gieng jedoch nicht in Erfüllung.

Die Proben nahmen ihren Anfang, zuerst im neuen böhmischen Theater, dann im neu erbauten Nationaltheater. Smetana saß immer im dunklen Zuschauerraum unmittelbar hinter dem Kapellmeister und sah mit Hilfe eines Guckers in die Partitur. Er verfolgte die Tempi nach den Bewegungen des Taktstockes und dem Streichen der Bogen und nahm nicht selten Anlass, sie zu corrigieren. Wie sehr ihn auch einerseits die Lust und Liebe, welche von den ausübenden Künstlern seinem Werke entgegengebracht wurde, freute, gab es andererseits doch viel Ärger mit der Theaterleitung, welche den Bemühungen des Componisten nicht mit dem nöthigen guten Willen begegnete. So musste Smetana wegen jeder Kleinigkeit mit der Theaterleitung erst unterhandeln, bevor es zu einer entsprechenden Verstärkung des Chores und Orchesters kam und eine angemessene Inscenierung des Festspieles in Aussicht stand.

Bei der am 11. Juni 1881 erfolgten Eröffnung des Nationaltheaters saß Smetana in der Directionsloge. Über dem ganzen Raum lagerte eine festliche Stimmung, der die gewaltige Dichtung des Meisters Ausdruck verlieh. Smetana hörte keinen Ton. Dem anwesenden Kronprinzen Rudolf wurde Smetana zugleich mit dem Architekten Zitek vorgestellt und konnte auf eine wiederholte Ansprache des hohen Herrn nur zur Antwort geben: „Kaiserliche Hoheit, ich bin schon seit sechs Jahren vollständig taub!"

Bei der ersten Vorstellung der „Libuša" konnte von einem äußeren Erfolg derselben im gewöhnlichen Sinne des Wortes nicht die Rede sein. Erst nach dem Verlassen des Theaters seitens des Kronprinzen brach am Schluss des dritten Actes der Beifallssturm des festlich gestimmten Publicums los; der taube Meister wurde unzähligemal hervorgerufen. Bei den folgenden vier Reprisen der „Libuša" war ihr Sieg glänzend entschieden — wohl die schönste Genugthuung für die Unbilden, welche man dem Componisten des „Dalibor" seinerzeit angethan! So musste Smetana, sosehr er sich auch dagegen sträubte,[1])

---

[1]) Schon weil sie das Selbstbewusstsein, den künstlerischen Stolz Smetanas charakterisieren, führe ich folgende Stellen aus seinen Briefen an:

zusehen, wie seine Festoper nach der Katastrophe vom 28. September 1881 auch im neuen böhmischen Theater aufgeführt und dem Repertoire einverleibt wurde.

Am 28. September desselben Jahres wurde nämlich der stolze Bau, wenigstens was die innere Einrichtung betrifft, ein Raub der Flammen. Was darauf folgte, ist ein musterhaftes Beispiel nationaler Opferwilligkeit, mit der das ganze Volk, die ärmsten Schichten nicht ausgenommen, die zur Wiederherstellung des zerstörten Gebäudes nothwendige Geldsumme in staunenswert kurzer Zeit aufbrachte. Überall, sowohl in Prag als auch auf dem Lande, fanden Vorstellungen, Concerte und Akademien statt, deren Ertrag dem gedachten Zwecke zugewandt wurde. So kam auch Smetana in die Lage, das Vorspiel zu „Libuša" im neuen böhmischen Theater anläslich einer Vorstellung zugunsten des abgebrannten Theaters persönlich zu dirigieren — sein letztes Auftreten als Dirigent.

Smetanas letztes Auftreten vor der größeren Öffentlichkeit als Claviervirtuose war das Jubiläumsconcert vom Jahre 1880. Seither spielte er allerdings noch häufig im engsten Freundeskreis im Kunstverein „Umělecká Beseda" Clavierstücke, besonders seine neuesten Polkas, wobei er noch immer Beweise von seinem phänomenalen Gedächtnis lieferte.[1])

„Ich ersuche, ‚Libuša' nicht in die Reihe der Repertoireopern einzustellen sondern als Festspiel zu besonders denkwürdigen Tagen, wenn die Leistungen der Comparserie, des Chores und Orchesters wenigstens verhältnismäßig mit denen der Festtage der Eröffnung des Theaters verglichen werden können, zu betrachten." (Brief an Srb 1881.)

„Die ‚Libuša' habe ich beim Theater nie als Repertoirestück eingereicht; sie soll nach meinem Wunsche zu den Festlichkeiten der ganzen böhmischen Nation dienen." (An den Kapellmeister Čech 1883.)

„Ich würde ‚Libuša' durch das alltägliche Aufführen sozusagen begraben. ‚Libuša' ist keine Oper nach alten Regeln, sie ist ein festliches Tableau, eine musikdramatische Verkörperung. Eine alltägliche Repertoireoper ist aber ‚Libuša' nicht, deshalb unterliegt sie nicht deren Anforderungen sondern stellt ihre eigenen! Ich bin der Schöpfer dieses Genres in der Musik, speciell in der böhmischen. Wegen elender paar Gulden lasse ich nicht meine Arbeit, die einzige von (solcher) Bedeutung in unserer Literatur, in Gesellschaft abgedroschener Gassenhauer durchhecheln." (An den Kapellmeister Čech 1883.)

[1]) Zelený erzählt, Smetana habe die Gesellschaft einmal durch die Vorführung der verschiedensten Sonatenformen in historischer Reihenfolge aus dem Gedächtnis unterhalten. Dann sei er zur Entwicklung der Polka übergegangen und habe eine Reihe der verschiedenartigsten Polkas bis Strauß vorgespielt.

Am 4. October 1881 spielte er noch seine neuesten Tanzstücke in Pisek.

Zu einer allgemeinen Ehrung und glänzenden Genugthuung gestaltete sich für den Meister die Feier der hundertsten Aufführung der „Verkauften Braut“ am 5. Mai 1882.

❦

Soweit die Ereignisse dieser Periode nicht seine Anwesenheit in Prag forderten, brachte Smetana sein Leben in dem idyllischen Forsthause in Jabkenitz zu, ohne die Hände in den Schoß zu legen. Von Vocalcompositionen wären aus dieser Periode nachzutragen: der Männerchor „Lied auf dem Meere“ (Text von Vitězslav Hálek, 1877); die dreistimmigen Frauenchöre „Mein Stern“, „Sonnenuntergang“, „Die Schwalben kamen geflogen“ (Texte von Josef V. Sládek). An diese schließen sich später an die Composition der sehr populär gewordenen „Večerní písně” (Abendlieder) Háleks, fünf an der Zahl (1879); die Männerchöre „Věno” (Die Mitgift) und „Gebet“ (Texte von Debrnov, 1880).

In dieser Zeit kehrte Smetana zu seiner Lieblingsbeschäftigung, der Composition von Tanzstücken (Polkas), welche ihn noch bis zum Schluss seiner Thätigkeit zu weitläufigen Plänen anregte, zurück. Den Jahren 1877 bis 1879 verdanken ihre Entstehung die unter dem Titel „Böhmische Tänze“ gesammelten vier Polkas nebst zehn besonders benannten verschiedenartigen Nationaltänzen für Clavier sowie die G-Dur-Polka „Venkovanka” (etwa: Die Bäuerin) für Orchester (1879).

Hierzu kommen noch ein Andante für Clavier und zwei Duos für Clavier und Violine: „Z domoviny” (Aus der Heimat).

❦

„Die Teufelsmauer“.

Wir sehen also Smetana eine rastlose, unermüdliche Thätigkeit entwickeln in einer Zeit, wo ihm das Vergnügen am musikalischen Schaffen durch seine Krankheit verleidet, wo das Gewinnen der richtigen Vorstellung von den Tönen, jenes geistige Hören nur unter einer hochgradigen Affection der Nerven erzielt war, die nicht ohne die schwersten Folgen für den ohnedies krankhaft beanlagten Organismus des alten Meisters bleiben konnte. Einen Einblick in das Mühsame dieses Schaffens gewähren uns die folgenden Zeilen Smetanas an seinen Freund Srb:

„Am 15. October (1880) nahm ich Ihr Gedicht („Věno") in Arbeit gleich früh morgens. Ich las es so lange laut, im Zimmer auf- und abgehend, bis sich die Worte in Musik verwandelten, die zuerst mit Bleistift auf dem Papier aufgezeichnet, bald aber ins reine abgeschrieben vor meinen Augen lag. Und so war Ihr Chor mit einem Tage fertig. Da haben Sie ihn! . . ."

Da ihn nun aber auch das Gedächtnis im Stiche zu lassen begann, war seine Arbeit überaus anstrengend. Er musste alles wieder aufs neue lesen, bevor er an die Fortsetzung seiner infolge der Überanstrengung der Sprechorgane, der Lunge (da er die Melodien laut vor sich hinsang) und der Nerven häufig unterbrochenen Arbeit gehen konnte, so dass er kaum vier Stunden täglich schreiben konnte, und es ist bewunderungswürdig, mit welcher Ausdauer und Aufopferung er unter solchen Umständen den letzten Rest seiner geistigen Kräfte der Composition einer neuen Oper, deren Text ihm Eliška Krásnohorská vorgelegt hatte, widmete.

Von einem Schullehrer um einen Beitrag für dessen Liederbuch angegangen, nimmt der immer gefällige Smetana Anlass, seinen Zustand folgendermaßen zu schildern:

„Ich verweigere Ihnen nicht für immer meinen Beitrag zu Ihrem Unternehmen, aber vor dem Juni oder Juli (1882) kann ich keine Composition unternehmen! Es ist mir rein unmöglich, gerade in dieser Zeit eine noch so unbedeutende Arbeit zu übernehmen, weil ich mein großes Werk noch nicht vollendet habe. Und vor Beendigung dieses Werkes kann ich, ja darf ich mich nicht in der Conception dieses beschwerlichen Werkes stören lassen, dem ich meine ganze Kraft und Aufmerksamkeit zuwenden muss — wenn anders dieses Werk eine künstlerische That werden soll. Wenn ich nun etwas ganz Fremdes, was nicht gerade zu dieser Composition gehört, meiner Stimmung aufdrängen würde, möchte das Ganze darunter leiden. Mein krankhafter Zustand gestattet mir nur, in ganz kurzen Zeiträumen zu arbeiten. Wenn ich nur ein kleines Stündchen schreibe, jagt mir ein Sausen zu Kopfe, und es kreist mir im Schwindel alles vor den Augen, so dass ich mich gezwungen sehe, das Schreiben sein zu lassen und vom Schreibtisch wegzugehen — und zu warten, bis alles das wieder ins Gleichgewicht kommt. Bei einem so complicierten Werke, wie es die Oper ist, an der ich eben arbeite, habe ich zu thun, den Zusammenhang des ganzen Organismus festzuhalten, die melodischen, harmonischen, polyphonischen und orchestralen Bestandtheile des Werkes im

Gedächtnis zu behalten, da mir ja nicht ein einziger Ton von außen zu Gehör kommt. Da darf nichts Fremdartiges, diesem großen Werke nicht Verwandtes in das Gedächtnis gelangen, sonst ist es mit der Einheitlichkeit des Stiles in seinem Zusammenhange aus. Meine Collegen in ihrem gesunden und glücklichen Leben kennen dies nicht und haben keinen Begriff von dem Kampf gegen ein böses Geschick bei meiner Arbeit! Ich will noch unserem Volke schenken, was ich ihm schuldig bin, und was ich in meinem Herzen trage — ein Werk von großem Umfang — und dazu muss ich bei meinem traurigen Zustand alle meine Kräfte zusammenhalten." (24. Februar 1882.)

Dieses Schmerzenskind der Muse Smetanas ist seine letzte vollendete Oper „Čertová stěna" (Die Teufelsmauer).

Das Libretto hat den Vorzug aller Operntexte Krásnohorskás, dass nämlich Inhalt und Diction desselben poetisch sind. Da wir es mit einer komischen Oper in demselben Sinne wie beim „Geheimnis", wo sich Tragik und Komik zu der Verbindung amalgamieren, die Humor heißt, zu thun haben, so müssen wir hervorheben, dass der Text zur „Teufelsmauer" im Vergleich zum „Geheimnis" weniger Gelegenheit zu einem breiten musikalischen Aufbau, aber umso mehr Mannigfaltigkeit an dankbaren Figuren und Situationen bietet. Die Handlung ist in der „Teufelsmauer" lebhafter, reicher, der Knoten derselben ist mit Geschick geschürzt, doch lässt die Deutlichkeit und Richtigkeit der Motivierung in manchen Details viel zu wünschen übrig. Etwas unterscheidet aber diesen Text von den bisherigen Librettis zu Volksopern, deren Composition Smetana unternommen hatte: das romantische Element. Dieses wird durch das ritterlich-historische Milieu des Ganzen und durch die hochoriginelle Figur des Kobolds repräsentiert.

Der Titel der Oper rührt von der bei Hohenfurth die Moldau in einem wildromantischen Thal einengenden Felswand her, von der im Volk die Sage geht, dass sie vom Teufel errichtet worden sei.

Im 13. Jahrhundert lebte dort der mächtige Ritter Vok Rosenberg aus dem alten Geschlecht, dessen Burg sich noch heute zwischen Hohenfurth und Krumau an der Moldau erhebt. Dieser Herr hatte kein Glück bei den Frauen. Die Gräfin von Schauenburg, der er voll aufrichtiger Liebe Herz und Hand geboten hatte, hatte ihn zurückgewiesen, und als er um andere Jungfrauen, um sein Haus zu erhalten, warb, gieng es ihm nicht besser. Dies erfüllt seine Getreuen mit Trauer; sein Vasall Jarek lässt sich sogar aus Ärger über dieses Kartellhalten der Frauen zu dem Schwure hinreißen, selbst nicht eher

zu heiraten, als sich sein Freund Rosenberg vermählt hätte. Von dieser Ergebenheit gerührt, will Rosenberg noch einmal sein Glück versuchen. Allein der Einsiedler Beneš weiß ihn zum Eintritt in das Hohenfurther Kloster zu überreden, damit diesem seine Güter zufallen. Rosenberg verspricht, nur unter der Bedingung im Kloster bleiben zu wollen, dass kein Mädchen aus Liebe zu ihm ihm dahin nachkomme. Diese Bedingung stellt er vor Hedwig, der Tochter der verstorbenen Gräfin von Schauenburg, welche sterbend letztere seinem Schutze anvertraut hatte, und wartet ihre Entscheidung im Kloster ab. Hedwig gelangt zu dem von ihr geliebten Rosenberg über eine Mauer, welche die Höllengeister auf Befehl des rachedurstigen Teufels (Rarach) erbaut hatten, ins Kloster. Beneš bannt die bösen Geister, und Rosenberg geht mit Hedwig, seiner glücklichen Braut, frei aus dem Kloster hervor. Nun kann auch Jarek, dessen Geliebte des Castellans Michálek Tochter Katuška ist, sich mit ihr vermählen.

Der erste Act der Oper, der ganz gut gebaut ist, fällt gegen den Schluss etwas schwach ab, der Schluss des zweiten Actes ist nach einer Reihe glänzender Nummern geradezu unglücklich, der dritte Act leidet an einer allzu großen Zersplitterung der Handlung. Das ganze complicierte Werk erfordert die genaueste Beobachtung aller Details, um die Schwierigkeiten der scenischen Durchführung zu überwinden, und stellt an die darstellerischen Kräfte wie an den Regisseur die größten Anforderungen.

Von den Gestalten, welche die Textdichterin mit der „Teufelsmauer" ins Leben gerufen, ist der Castellan Michálek die humorvollste, der Teufel die originellste Figur, welche beide allein der Oper wegen der später zu zeigenden vorzüglichen musikalischen Darstellung Smetanas einen hervorragenden Platz unter den böhmischen Opern und in der Literatur der komischen Oper überhaupt sichern.

❦

Über das Verhältnis der Musik zur „Teufelsmauer" zu den übrigen Opern Smetanas wollen wir uns wieder aus seinem eigenen Munde belehren lassen:

„Der Musikstil in dieser Oper ist kurz gesagt der Smetana'sche, d. h. die Verbindung selbst einfacherer Melodien mit immer gewissenhaft gewählter Harmonie und einem wohl durchdachten Plan in Bezug auf den Bau, den Zusammenhang und die Einheitlichkeit der ganzen Oper zu einer großen Symphonie, welche hier allerdings — was

die Hauptsache — mit dem Text verbunden ist! — Dieser Stil bewährte sich schon in meinen komischen Opern sowohl als auch in den seriösen, jedoch nur unter der Voraussetzung, dass die Oper immer eine böhmische bleibt. Für das große Drama reicht aber dieser Stil nicht aus, weil er einem Text seinen Ursprung zu verdanken hat und mit einem solchen verbunden ist, der entweder keinen tragischen Kern oder nur die Schicksale des gewöhnlichen Volkslebens zum Inhalt hat. In der tragischen Oper dagegen, wo die Personen mehr oder weniger ideal dargestellt werden, muss die Musik in ihrem ununterbrochenen Fluss und ihrer Reinheit auf einer möglichst hohen Stufe stehen. In ‚Libuša‘ ist hierzu ein Versuch und Anfang gemacht worden; mit einem neuen geeigneten tragischen Text möchte ich mich am liebsten jetzt beschäftigen, weil ich die Ansicht, welche in mir von diesem Stil lebt, und die ich wegen des Textes in der ‚Libuša‘ nicht durchführen konnte, jetzt in Leben umzusetzen versuchen möchte. NB. Tragisch kann man sich nicht die Helden aus der Zeit der Fräcke und Cylinder vorstellen, wohl aber die idealen Helden aus längst vergangenen Jahrhunderten.“ (An Čech, 24. April 1882.)

Gibt uns diese Auslassung Smetanas ein Bild seiner Anschauungen und seines idealen Zieles im allgemeinen, die er in dem Augenblick darlegt, da die eben mühsam vollendete Oper zur Aufführung einstudiert werden soll, so werden wir aus den folgenden Citaten ersehen, wie hoch er selbst den Wert seiner neuesten Oper anschlug, wie er selbst sie als den Ausgangspunkt einer neuen Richtung, die er der komischen Oper gegeben, betrachtete.

„Endlich wurde ich,“ schreibt er an seinen Freund Srb, „mit der Oper ‚Die Teufelsmauer‘ am 17. April (1882), Montag vormittags fertig. Die letzten Tage verwendete ich noch zur Correctur einzelner Stellen in diesem Werk; ich schrieb noch die Harfe, Tschinellen, Triangel &c. hinzu. Das Finale gab mir die größte Mühe. Um den musikalischen Effect dieser Oper brauche ich nicht besorgt zu sein; ihr Stil ist ein besonderer und zwar ganz dem Inhalt des Textes angemessener. Je mehr ich der Correctur halber die Oper durchgehe, desto stärker wird meine Überzeugung, dass diese Musik gut ist und gar nicht anders hätte componiert werden können. Die Gesangspartien fast aller mitwirkenden Sänger sind durchaus dankbar und stellenweise hinreißend, die Orchesterbegleitung so reich und mannigfaltig, dass ich mich über meine Geduld bei der Arbeit wundere. Und so sehen Sie, wie ich mit meiner Oper prahle, allerdings aber nur einem aufrichtigen

Freund und vernünftigen Verehrer der Musik und nicht den zopfigen Zunftgenossen gegenüber."

In einem Schreiben an den Kapellmeister Čech heißt es:

„Die Musik ist zwar, vorzüglich in der Intonation und Harmonisation, schwer, aber dafür von einschmeichelnden melodischen Cantilenen ganz erfüllt; die Partien sind fast sämmtlich dankbar."

Dies alles zum Beweis für das hohe Selbstbewusstsein, welches der Meister hatte, und für die Klarheit, mit welcher er sein Ziel sah und den Weg danach richtig gefunden zu haben glaubte. Umso tiefer musste er den Misserfolg seines Werkes empfinden.

Als nämlich diese Oper am 29. October 1882 im neuen böhmischen Theater in Scene gieng, kurze Zeit, nachdem ebendort Dvořáks „Dimitrij" seinen glänzenden Einzug auf die böhmische Bühne gefeiert, hatte Smetana mit ihr nur einen schwachen Achtungserfolg zu verzeichnen. Wenn man bedenkt, dass Smetana zu einem Stück, das durch eine poetische, dem zauberisch schönen romantischen Hintergrund des Ganzen entsprechende Ausstattung und sorgfältige Durchführung aller dem Regisseur und den Einzelkräften gesetzten, sehr schwierigen Aufgaben wirken sollte, seine Musik geschrieben, dass dafür aber bei der Erstaufführung eine auffallende Dürftigkeit und die vollständige Unfähigkeit, der Dichterin und des Componisten Gedanken zu verkörpern, auf der Bühne zu sehen waren, so trifft in erster Reihe die Theaterleitung die Schuld an dieser für Smetana so schmerzlichen Niederlage.[1])

Obwohl Smetana durch vielfache Hervorrufe geehrt wurde, betrachtete man allgemein die Oper als durchgefallen, ohne dass man gegen die Musik irgendwelche positive Bedenken vorbringen konnte, wie es doch bei den früheren Werken Smetanas oft geschehen. Man sprach viel von der scandalösen Inscenierung; über die Musik der Oper selbst konnte man sich, mit Äußerlichkeiten zusehr beschäftigt, gar kein Urtheil gebildet haben.

---

[1]) Smetana führte ein Verzeichnis seiner Compositionen, in welchem er selbst nach der Première der „Teufelsmauer" Folgendes anführt:

„Die Oper wurde am Sonntag den 29. October im Theater hinter dem ehemaligen Thor ganz nachlässig zur Aufführung gebracht. Der nahende Winter nöthigte den Director trotz meiner Bitte, die Oper für das kleine Theater vorzubehalten, zu forcierten Proben. Eine schlechte Ausstattung, alte Costüme, unzureichende Proben haben mich so aufgebracht, dass ich mich nur schwer besänftigen ließ. Die Musik gefiel."

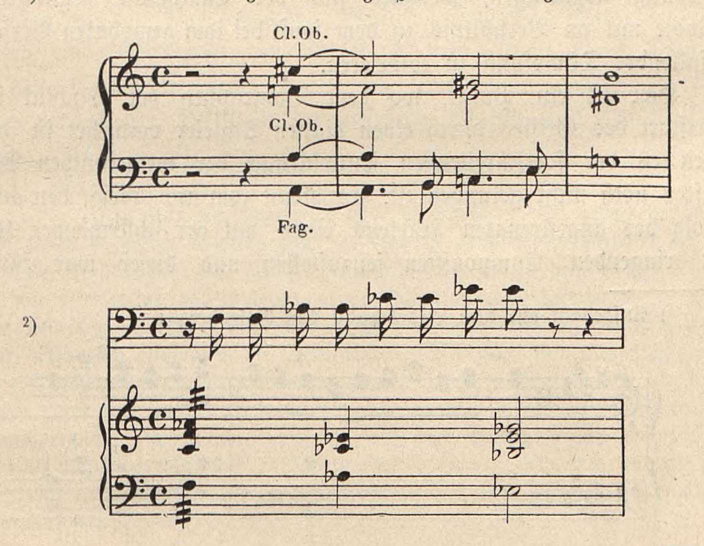
Ein Theil der Zuhörerschaft erklärte die Musik für allzu „schwer zugänglich“, während die meisten der Verehrer Smetanas sich nicht genug über ihre Einfachheit bezüglich der Orchesterbegleitung wundern konnten. Das erstere Urtheil zeigt eben die Urtheilslosigkeit des rathlosen Theiles des Publicums, der sich gern eines Schlagwortes bemächtigt, das ihm aus der Verlegenheit helfen soll. Ihm galt auch die ironische Bemerkung, welche Smetana — nach Zelený — inmitten des Jubels, der die hundertste Aufführung der „Prodaná nevěsta“ begleitete, gemacht haben soll: „Ich möchte wissen, ob diese Melodien dem Publicum schon klar sind?“ Mit der Einfachheit der Orchesterbegleitung aber hat es seine Richtigkeit. Wirklich ist sie in dieser Oper, während Smetana sonst die ganze Wucht der Orchestermassen ins Feld zu führen wusste und die Instrumentierung sich durch Ausdrucksfülle und technische Meisterschaft auszeichnete, nicht überall, aber doch an sehr zahlreichen Stellen ungemein schlicht: einfache Accorde, zerstreute Soli der einzelnen Instrumente, nicht selten das bloße Streichquartett, manchmal nur unter Hinzutreten von Holzinstrumenten.

V. V. Zelený will die bei Smetana befremdende Schlichtheit der Instrumentierung aus der Absicht des Meisters erklären, eine durchaus volksthümliche Oper zu schreiben, deren Musik wegen ihrer Durchsichtigkeit auch dem Laien zugänglich und verständlich werden sollte, also eine Oper, deren Melodien dem Publicum ohne Mühe klar werden könnten. Diese bei den Haaren herbeigezogene Erklärung erscheint aber umsoweniger begründet, als Smetana in dem oben citierten Briefe selbst als Vorzug der Oper hervorhebt: „Die Orchestration ist so bunt und mannigfaltig, dass ich mich über meine Geduld bei der Arbeit wundere.“ Unter dieser Mannigfaltigkeit der Orchestration dürfte Smetana gerade die Abwechslung von reich aufgetragenen Farben mit leicht hingehauchten Stellen in der orchestralen Illustrierung der Melodien verstanden haben.

Dasselbe Bedenken übrigens, das sich gegen die eben erwähnte Erklärung Zelenýs einwenden ließe, steht einer zweiten, von Hostinský aufgestellten Meinung entgegen, die sonst etwas Wahrscheinlichkeit für sich hätte, das Bedenken nämlich, dass sich auch zahlreiche voll instrumentierte Stellen in der Partitur finden. Wir wissen von der vollständigen Taubheit des Meisters, von der hochgradigen Erregung seiner Nerven, von den Mühen und Beschwerden, welche das Componieren dem kranken Manne verursachte, von seinem schwindenden

musikalischen Gedächtnis — sollte das alles in der Partitur keine Spur zurückgelassen haben? Das musikalische Können des Contrapunktikers hat selbstverständlich keine Einbuße erlitten. Den besten Beweis hiefür liefert das Terzett im zweiten Act (Vok Rosenberg sieht bald den wahren, bald den vom Teufel imitierten Eremiten Beneš und verspricht dem Teufel, ins Kloster eintreten zu wollen), in welchem Smetana sich eine höchst interessante und originelle Spielerei mit dem Motettenstil der alten Kirchenmusik erlaubte. In Bezug auf musikalische Originalität wird dieses Terzett noch von dem ersten Auftritt desselben Actes erreicht mit dem packenden Rufe Jareks nach Ruhe (As-Dur, Lento non troppo $^3/_4$), dem Wiegenlied des Teufels und dem Traum Jareks, an dem die Verwandtschaft mit dem Traume Kalinas im „Geheimnis" nicht zu verkennen ist. Schon die harmonische Folge von drei übermäßigen Dreiklängen, welche das Motiv des bösen Geistes[1]) oder sein Lachen[2]) darstellen, ist ein so kühner Griff in die Saiten, dass er von einer unbestreitbaren Sattelfestigkeit des tauben Meisters in der Harmonisation Beweis genug liefert. Aber auch die Neuheit und Schönheit der melodischen Invention des Meisters hatten durch dessen Nervenstörung nicht gelitten, denn solche Gesänge wie der vierstimmige Frauenchor mit dem Liebeslied Katuška s in der zweiten Scene des ersten Actes, wie die höchst effectvolle

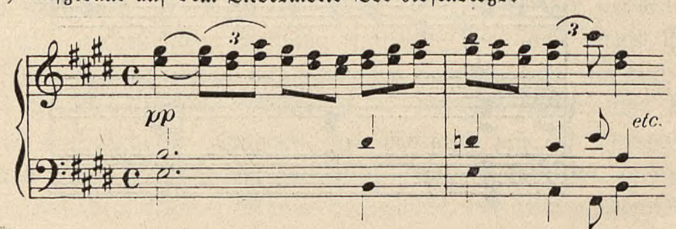
[1]) Die kecke Verbindung dreier vergrößerter Dreiklänge:



Baritonarie Vok Rosenbergs, in welcher er seine Liebesleiden[1]) berichtet, wie die humorvollen Gesänge Michálek's (der schon erwähnte, an Vok gerichtete im ersten Act und der Monolog im zweiten Auftritt des zweiten Actes), das Ensemble (E-Moll 3/4) „Blaha lásky se neodříkej" (Entsage nicht den Liebesfreuden) im zweiten Act, das Pastorale des Teufels, der Höllenwalzer des dritten Actes geben allein schon eine so glänzende Bilanz, welche diejenigen Lügen straft, die da meinen, Smetanas „Teufelsmauer" sei das todtgeborene Kind eines lendenlahmen Vaters. Wer solche Sachen zu schreiben vermag, überragt, selbst von der schwersten Krankheit heimgesucht, die besten Componisten, die sich eines gesunden Gehörs und müheloſen Schaffens erfreuen, den hat das ideale Gehör noch immer nicht im Stiche gelassen. Es bleibt also wirklich nur die eine Spur seiner Krankheit übrig: die zurückhaltend, vorsichtig, ja ängstlich jedem Zuviel ausweichende Mäßigung in der Instrumentation. Diese führt Hostinský auf ein Schwinden des Sinnes für die Quantität der Töne, für die Schallstärke zurück. Dieses Stadium, welches Hostinský auf dem Wege zwischen der vollständigen Taubheit im physiologischen Sinne des Wortes und dem Verlust des idealen Gehöres (also Taubheit auch im psychiatrischen Sinne) annimmt, raubte dem Meister die Möglichkeit, die Kräfte der durch die Noten dargestellten Töne, welche der einen oder anderen Orchesterstimme zugewiesen sind, gegeneinander verläſslich abzuwägen, weshalb sich der Componist begnügte, die Melodie mit im Verhältnis zu dem sonst bei ihm gewohnten Verfahren auffallender Dämpfung zu colorieren.

Hier ist ein Punkt, wo dem Biographen der Einblick in die Werkstatt des Geistes durch einen dichten Schleier verwehrt ist, den zu lüften es der fortschreitenden Entwicklung der medicinischen Wissenschaften noch nicht gelungen ist. Es bleibt ihm nur übrig, den äußeren Erfolg des angestrengten Wirkens eines mit der schleichenden Krankheit ringenden Componisten festzustellen, und dieser war für den

[1]) Aufgebaut auf dem Liebesmotiv Vok Rosenbergs:



armen Mann sehr traurig. Die dritte Vorstellung der „Teufelsmauer" sollte ein Benefizabend für den Componisten sein, allein das Publicum blieb vollständig kalt und ehrte den Künstler durch keine der Gunstbezeugungen, mit denen es sonst nicht zu kargen pflegte. „Ich bin also schon vielzu alt, ich soll also schon nichts mehr schreiben, man will nichts mehr von mir!" Es war für Smetana der härteste Schlag, denn bei allen früheren Misserfolgen und Anfeindungen hatte ihn das unerschütterliche Vertrauen auf seine Künstlerschaft aufrecht erhalten — jetzt begann der Zweifel an ihm zu nagen.

❦

Die letzten Lebensjahre Smetanas.

Hatte er schon beim Componieren der „Teufelsmauer" über die vor allem aus seiner Gedächtnisschwäche sich ergebenden Schwierigkeiten geklagt, aber immer noch mit selbstbewusster Sicherheit die Art der Composition als die einzig richtige, das ganze Werk als ein gutes bezeichnet, so verließ ihn bei seinen folgenden Compositionen jenes Meisterbewusstsein. Ist die „Teufelsmauer" das Ringen nach einem neu gesteckten, sehr hohen Ziel, aus dem der kranke Componist trotz des Unverständnisses des Publicums ehrenvoll hervorgieng, so bedeutet sein zweites Streichquartett (D-Moll) die Niederlage seines Talentes gegenüber der tückischen Nervenkrankheit.[1]) Smetana dachte sich das Quartett als Fortsetzung seiner musikalischen Autobiographie „Aus meinem Leben". Dasselbe sollte das wirre Sausen und Schwirren der Musik in den Ohren eines Menschen, der das Gehör verloren, darstellen. Doch war diesmal der selbstbewusste Satz des Meisters, der auf seine Klagen und Zweifel folgte,

---

[1]) Smetana schreibt unter dem 14. Juli 1882 an Srb:

„Den ersten Satz des Quartettes habe ich vollendet, bin jedoch betreffs des Baues dieses Satzes in Verlegenheit, der Satz ist ganz ungewöhnlich in der Form und schwer verständlich; eine gewisse Zerrüttung herrscht in dem ganzen Satz und wird, wie mir scheint, den Spielern große Schwierigkeiten bereiten — sie ist eine Folge meines unglücklichen Lebens. — Ich fühle mich ermüdet, schläfrig und befürchte, dass mich allmählich die Lebhaftigkeit der musikalischen Gedanken verlassen wird; es scheint mir, als wäre alles, was ich jetzt musikalisch nur vor meinem geistigen Auge sehe und bearbeite, von einem gewissen Nebel der Gedrücktheit und Trauer verhüllt. Ich glaube, dass ich auf dem Endpunkt meines originellen Schaffens angelangt bin, und dass bald eine Armut an Gedanken und als deren Folge eine lange, lange Pause eintreten wird, in der mein Talent vollständig verstummen wird."

das Quartett sei gut, voll melodischer Momente, Gefühl und Neuheit, eine Selbsttäuschung — er war wirklich auf dem Endpunkt seines originellen Schaffens angelangt.

Das genannte Quartett hatte er knapp nach Vollendung der „Teufelsmauer" im Sommer des Jahres 1882 begonnen, obwohl sein körperlicher Gesundheitszustand damals recht unerfreulich war. Er litt an einem erstickenden Husten, an Brustkrämpfen und an Kurzathmigkeit. Im Herbst ließ das Keuchen nach. Er brachte eine zeitlang in Prag bei seinem treuesten Freunde J. S. Srb zu, in welche Zeit die erste Vorstellung der „Teufelsmauer" (29. October 1882), die traurige Benefizvorstellung und einer der schönsten Tage im Leben Smetanas fallen: die erste Gesammtaufführung des Symphoniencyklus „Mein Vaterland" vom 5. November 1882. Nach seiner Rückkehr nach Jabkenitz schreibt Smetana begeisterungsvoll an den Kapellmeister Čech:

„Es war mir, als hätte ich ein Stück nach dem anderen gehört, geistig, aber fast in Wirklichkeit .... Ich war tief ergriffen von Ihrer That und der Tapferkeit Ihrer Kämpfer. Und was ich nur in meinem Inneren träumte, was nur in meinem bewegten Herzen lebte, es ward durch Ihre Meisterschaft von Ihnen allen der Welt verrathen. Ich konnte Ihnen in Prag noch nicht danken, ich war zu tief bewegt — aber Sie haben mir das Vertrauen wiedergegeben, dass die zaubervollen Klänge in meinem Herzen aufs neue ertönen werden — bis zum Ende meines Lebens."

Die Brust von großen Hoffnungen geschwellt, war Smetana aus Prag heimgekehrt. Allein von einem neuen, viel größeren Unheil wurde er heimgesucht. Die Überanstrengung der Nerven hatte Störungen seiner geistigen Klarheit zur Folge. Das erstemal hatte er einen solchen „Blutandrang zum Gehirn" nach Mitte November 1882. Er verlor jählings die Fähigkeit, articulierte Laute hervorzubringen, zu denken, sich zu erinnern; Beben, Schauern und Frösteln durchlief seinen Körper. Wie er selbst schildert, schrie er ununterbrochen die Silben tě-tě-ně, bis er lange Zeit mit offenem Mund, ohne einen Laut von sich zu geben, stehen blieb. Er konnte nicht lesen. Den Namen der ihn umgebenden und historischer Personen vergaß er. Der Arzt verbot ihm jede geistige Thätigkeit, die über eine Viertelstunde andauern sollte; Compositionen durfte er weder lesen noch spielen, noch schreiben. Was zu seiner Natur geworden war, dessen sollte er sich jetzt entschlagen: musikalisch zu denken. Der treueste Ge-

fährte, der Smetana auf seinem Lebenswege immer begleitet hatte, sein Humor, verließ ihn jetzt, und andere, unheimliche Gäste stellten sich bei ihm ein und umschwirrten und umtobten seinen von einer krankhaft gereizten Phantasie umnebelten Geist: quälende Hallucinationen. „Verzeihen Sie," schreibt Smetana an Srb über seine Lage, „dass ich nicht mehr schreiben kann, denn es saust mir nicht nur im Kopf, sondern es spricht in vielerlei Stimmen, murmelt, pfeift, ja das ganze Gewirr unsichtbarer Stimmen um mich herum singt, lacht und schimpft mich einen Dummian u. s. w. . . . Leben Sie wohl! Ich kann und darf nicht mehr schreiben. Schon in Prag fühlte ich deutlich, dass in meinem Inneren ein großer, schwerer Kampf um die Gesundheit beginne. Schreiben Sie mir bald. Bemitleiden Sie mich nicht, ich bin auf den Weg, wenn er mir bestimmt sein sollte, vollkommen vorbereitet."

Im März 1883 kam Smetana nach Prag und vollendete hier das trotz des ärztlichen Verbotes selbst während der Nervenkrankheit weiter componierte Streichquartett. Für die Zukunft fehlte es ihm, obwohl er sich über das ihn verlassende musikalische Gedächtnis schwer beklagte, nicht an glänzenden Plänen. Sein damaliger Lieblingsgedanke, mit dessen Durchführung er auch ernstlich begann, war die Composition eines Cyklus von nationalen Tanzstücken unter dem Titel „Prager (oder „Böhmischer") Carneval". Der Anfang dieser großen „symphonischen Dichtung" wurde im Sommer 1883 von Smetana geschrieben. Die Introduction schildert das Gewimmel der Masken, worauf die Eröffnung des Balles durch eine Polonaise dargestellt wird. Die Vollendung dieses groß angelegten Werkes sowie eines geplanten Festmarsches zur Neueröffnung des böhmischen Nationaltheaters ließ die Verschlimmerung seines Zustandes nicht mehr zu. Unermüdlich aber, wie Smetana schon einmal war, flüchtete er sich von der absoluten Musik zur Operncomposition, wo ein ihn begeisternder Text die Vorstellung und Stimmung wieder wachrufen konnte, die ihm den musikalischen Gedanken ins Gedächtnis zurückrufen halfen, wenn er ihm, wie er selbst sagte, davongelaufen war. Es war dies die Oper „Viola". Schon vor der Composition seiner „Hubička" war ihm das nach Shakespeares „Heiligem Drei-Königsabend" oder „Was Ihr wollt" gearbeitete Libretto von Eliška Krásnohorská zur Verfügung gestellt worden und hatte Smetana die Composition in Angriff genommen. Jetzt kehrte er mit größtem Eifer zu demselben Sujet zurück. Von dem vorhandenen Manuscript sind 15 Seiten voll instrumentiert, 50 weitere

Seiten enthalten die Singstimmen mit Begleitung in den Streich-instrumenten, während die übrigen Orchesterstimmen unausgefüllt geblieben sind.

Am 18. November 1883 war er in Prag bei der Eröffnung des nach dem Brande vom Jahre 1881 neu hergestellten Nationaltheaters durch seine Festoper „Libuša" anwesend. Erst mit dem Antritt einer neuen, noch heute dem Nationaltheater vorstehenden Direction hatten seine Zurücksetzung, gewissenlose Ausbeutung und wiederholte Kränkung, die er von der Theaterleitung unter Mayer hatte erfahren müssen, ein Ende gefunden. Wie tief sein künstlerisches Selbstbewusstsein beleidigt und empört war, als man im Jahre 1882 sein hehrstes Werk, („Libuša") auf unwürdige Weise insceniert, zu einem Repertoirestück der czechischen Bühne im hölzernen Neustädter Theater hatte machen wollen, darüber geben seine Briefe an den Freund und Berather Srb aus jener Zeit Aufschluss. Sie sind sämmtlich in einem gereizten, sehr energischen Ton geschrieben und zeigen, wie schwer es ihm damals war, eine solche Respectlosigkeit gegen seine Kunst, eine solche Misskennung seiner Verdienste länger zu ertragen. Wie lange hatte er unterhandeln müssen, bevor ihm für die „Libuša" und für die „Teufelsmauer" Tantièmen von 10 Procent vom Bruttoertrag zugesichert wurden! So hatte er sein ganzes Leben lang gearbeitet und gerungen, ohne es zu erleben, dass die Schuld, welche die Nation an ihn abzutragen hatte, ihm rückgezahlt worden wäre. Er hatte in einer Zeit gewirkt, wo die Voraussetzungen für einen materiellen Erfolg in der Heimat infolge der elenden Verlags- und Theaterverhältnisse[1]) nicht

---

[1]) Von den 91 fl. ö. W. Monatsgage, welche Smetana während seines Aufenthaltes in Jabkenitz fix bezog, blieben ihm 6 fl. für seine Person, alles übrige verwendete er für seine Kinder. Im November des Jahres 1880 schreibt er an Srb Folgendes:

„An der Oper ‚Čertova stěna' schreibe ich fleißig. Unterdessen möchte ich mir gern wieder durch kleinere Compositionen einen Groschen, einen elenden Verlegergroschen verdienen. Aber womit und wo? Auch verstehe ich nicht, neue Musikstücke gleichsam aus den Ärmeln zu schütteln ... dass sie etwas wert wären. Es hindert mich daran nicht nur meine Taubheit sondern auch eine gewisse Scheu vor der Heiligkeit der Kunst, welche mir gebietet, nur dann zu schreiben, wenn der Gedanke dessen würdig, wenn er gut, interessant und nicht alltäglich ist! — Und solcher werden allerdings nicht jeden Tag einer geboren! — Das ist ein Elend! — Immer und immer wieder irgendein Bedürfnis und immer das Facit — Deficit."

Nach seiner Rückkehr von der Eröffnung des Nationaltheaters 1883 aus Prag befand er sich wieder in einer sehr großen Geldverlegenheit.

vorlagen; den moralischen Erfolg, auf dessen Eintreten er stets fest vertraut hatte, sah er erst am Ende seiner Laufbahn aufdämmern; seine sichere Überzeugung von der Vorzüglichkeit und Gediegenheit seiner Werke, von der er auch stets eine ehrenvolle Verbreitung derselben im Auslande erwartet hatte, begann sich erst jetzt als gegründet zu bewähren, da die für die böhmischen Verhältnisse etwas zukünftigen Werke jetzt erst eine Kunststätte gefunden hatten, wo eine würdige Verkörperung ihre Gediegenheit erkennen ließ, von wo der Name Smetanas über die Grenze der engeren Heimat hinausgetragen werden konnte.

Für Smetana war es zu spät. Von der Feier, mit welcher die ganze Nation seinen sechzigsten Geburtstag ehrte (2. März 1884), wusste er nichts mehr. Die Zerrüttung seiner Nerven nahm in schrecklicher Weise zu, bis er in vollständige Umnachtung verfiel. Am 20. April 1884 schaffte ihn sein Freund Srb in die Irrenanstalt nach Prag, wo er, ohne das Bewusstsein wiedererlangt zu haben, am 12. Mai 1884 starb.

❦

Nicht jeder, der für seine Nation das Leben lassen will, braucht dies auf dem Schlachtfeld zu thun. Smetana ist auch einer von den gefallenen Helden.

Als Künstler war er eine ganze Individualität, zielbewusst und consequent. Sein ganzes Wirken war ein stetes Ringen, ein materielles und moralisches Leiden. Der Angehörigkeit zu seiner Nation war er sich stets bewusst und stolz auf sie. Dabei war er als Mensch bescheiden, nicht streitsüchtig, eine durchaus harmonische Natur, mit einem gesunden Humor ausgestattet. Da er seit der völligen Taubheit (seit 1875) sich bei seinem Schwiegersohn in Jabkenitz gänzlich niedergelassen hatte, haben wir diesem Umstande ein reiches Material an Correspondenzen mit Prager Freunden (vor allem J. S. Srb und dem Kapellmeister Adolf Čech) zu danken, welches einen überaus regen, scharfen und hellen Geist verräth. Es findet sich kein Brief darunter, der nicht geistvolle Ansichten über musikalische Dinge, scharfe Ausfälle wider die Theater- und Verlagsverhältnisse, selbstbewusste Äußerungen über den Wert seiner künstlerischen Arbeit und humorvolle Ironien über die eigene Person oder seine missliche materielle Lage enthielte. Der Stil ist schlicht, mitunter gegen die Regeln der czechischen Grammatik und Stilistik verstoßend, aber immer deutlich, den Nagel auf den Kopf treffend.

Blicken wir auf Smetanas Lebenswerk zurück, so liegt seine Bedeutung auf dem Gebiete der Instrumentalcomposition und der Oper. In ersterer Beziehung erreichte er den Höhepunkt seines Schaffens durch ein Monumentalwerk, den Symphoniecyklus „Mein Vaterland", und durch eine Composition intimerer Natur, das Streichquartett „Aus meinem Leben". In letzterer Hinsicht war seine Leistung als Componist immer in genauer Abhängigkeit von dem zugrunde liegenden Libretto. Da er das Glück, echte Poeten zu Librettisten zu haben, die zugleich den dramatisch wirksamen Aufbau verstanden, erst auf einem vorgerückten Standpunkte seiner Thätigkeit fand, blieb sein Werk unter dem Ideal, das ihm vorschwebte. Dies gilt wenigstens von seinen drei seriösen Opern („Die Brandenburger in Böhmen", „Dalibor" und „Libuša") unzweifelhaft, wenn er auch die Musik zur „Libuša" mit Rücksicht auf den dramatisch schwächeren Text zu seinen besten Werken zählen darf. Auf dem Gebiete der komischen Oper unterliegt er dem Einfluss der Texte in ihrer Mannigfaltigkeit durchaus. Die „Verkaufte Braut", „Der Kuss" und „Das Geheimnis" bezeichnen den aufsteigenden Weg zur Vollkommenheit, die im „Geheimnis" mit größter Annäherung erreicht wird. Daneben liegen zwei eigenthümliche Schöpfungen im komischen Genre: die unbedeutendere Conversationsoper „Die beiden Witwen" und die romantisch-komische Oper „Die Teufelsmauer". Den „Beiden Witwen" ist unter den komischen Opern Smetanas der unterste Platz anzuweisen, die „Teufelsmauer" darf wohl gleich nach dem „Geheimnis" genannt werden. Ja sie ist vielleicht in demselben Maße genialer, als das „Geheimnis", von classischer Harmonie durchdrungen, verständlicher ist. Dabei vibriert in allen Werken Smetanas originelles, nationales Schaffen auf moderner Grundlage. In der jetzigen Zeit, wo der fälschlich viel angeschwärzte Begriff des Realismus endlich die richtige Läuterung erfahren hat und man auch von den Gegnern desselben das richtige Verständnis erhoffen darf, wo man aufgehört hat, den Realismus schlechthin mit dem Ästhetisch-Schönen in schroffen Gegensatz zu stellen, wird es hoffentlich nicht missverstanden werden, wenn gesagt wird, die Größe Smetanas beruhe wie alle wahre, bleibende Größe in der Weltliteratur auf seinem realistischen und individualistischen Schaffen. Lassen wir ihn diesen Satz in seiner schlichten Weise selbst aussprechen:

„Ich befürchte," fährt er in einem Briefe an Čech vom 4. December 1882 fort, in welchem es sich um die Beantwortung der Frage, ob er ein Libretto vorgelegt erhalten möchte, handelt, „dass man

eine Musik nach den bestimmten älteren Formen verlangen würde. Ich bin kein Feind der alten Formen in alten Compositionen, aber niemals bin ich dafür, dass man sie jetzt nachahmt, und dass man darin die Schönheit und den ganzen musikalischen Organismus sucht. Schließlich soll auch das Wort des Librettos gelten und der Charakter des ganzen Werkes. Übrigens habe ich schon einige Decennien fleißig nachgegrübelt und schreibe fast fortwährend so, deshalb ist jede meiner Opern eine andere. Ich ahme keine berühmten Componisten nach. Ich bewundere nur ihre Größe und nehme alles an, was ich als gut und schön in der Kunst und vor allem wahrhaft finde. Sie kennen dies schon längst bei mir, aber andere wissen es nicht und glauben, dass ich den Wagnerianismus einführe!!! Ich habe genug mit dem Smetanismus zu thun, wenn nur der Stil ein ehrlicher ist!"





Geistiges Leben in Österreich und Ungarn.

Schiffbruch oder Ein Sommernachtstraum. Druck und Verlag von Heinr. Mercy, Prag 1894. 27 S. 8.

Der erlauchte Verfasser (Erzherzog Ludwig Salvator) dieser Erzählung ist der Wissenschaft und auch weiteren Leserkreisen durch eine große Reihe von bedeutenderen Werken und kleineren Schilderungen als hervorragend begabter Schriftsteller bekannt. Von seinen wissenschaftlichen Werken, welche zumeist durch zahlreiche, vom Autor selbst aufgenommene Skizzen oder Photographien bereichert sind, wären besonders hervorzuheben: „Die Balearen in Wort und Bild geschildert" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1891; 7 Bände, Folio); „Die Liparischen Inseln" (Prag, Heinr. Mercy, 1893, noch unbeendet; Folio; mit Holzschnitten); „Paros und Antiparos" (Würzburg und Wien, Leo Woerl; XVI und 480 S. 4; mit lithographischen Thondrücken); „Der Golf von Buccari und Porto Ré" (Prag, Heinr. Mercy, 1871; 125 S. 4).

In der vorliegenden Broschüre tritt der Gelehrte zurück, dagegen der warmfühlende Mensch in den Vordergrund, den Verlust der in Freud und Leid, in Sturm und Gefahr bewährten Yacht „Nixe" mit beredten Worten schildernd. Diese kleine, hübsch gebaute Dampfyacht verließ am 4. Juli v. J. mit ihrem erlauchten Eigenthümer an Bord den schützenden Hafen Mallorcas und steuerte, ihre letzten Flaggengrüße wechselnd, an den Warten von Son Masroig, an Cavall, Bañalbufar und Estallenchs vorbei, nach Sonnenuntergang den Canal der Dragonera erreichend. Über Zureden seiner Umgebung, welche den hohen Herrn durch die alleinige Führung der Navigation allzu angestrengt sah, hatte derselbe einen ehemaligen Capitän der mallorquinischen Dampfschiffahrtsgesellschaft und erfahrenen Seemann, Rafael Vich y Rosselló, an Bord genommen, welcher in der Versehung der Schiffswachen abwechselnd einspringen sollte. Das erste Reiseziel war Algier, woselbst die „Nixe" gedockt und ihr Boden gereinigt werden sollte; demgemäß wurde bei der Punta d' Anciola Curs auf Cap Caxine genommen. Am Abende des 5. Juli kam bereits das Leuchtfeuer des letztgenannten

Caps in Sicht, worauf der hohe Herr seine Steuerinstructionen an Bich ertheilte und sich in seine Kajüte begab. Wenige Minuten später strandete die „Nixe" an einem der Küste vorliegenden Riffe, obwohl der herbeigeeilte erlauchte Herr die Maschine mit ganzer Kraft zurückarbeiten ließ. Beim Zurückschlagen brach die Schraube auf den Riffen, östlicher Seegang ließ das bewegungsunfähige Schiff auf den Felsen hin- und herrollen, so dass sich bei den Kohlendepots ein starkes Leck öffnete und an die Rettung mit den Booten geschritten werden musste.

Mit wahrem Mitgefühle liest man die ausführliche und lebensvolle Schilderung der Landung und der hierauf unternommenen, leider fruchtlosen Bemühungen, das Fahrzeug zu bergen. Nur wenige Stücke konnten dem Meere entrissen werden, alles andere blieb unrettbar verloren. Allerdings muss man dem Autor beistimmen, welcher als tröstend hervorhebt: „Meine ‚Nixe' sollte nicht wie ein anderes Schiff enden, durch Alter gebrochen, in den Arsenalen abgetakelt und zu Eisenbahnschienen oder Häuserschwellen umgegossen werden, nein, sie sollte ganz, mit allem, was sie enthielt, zu ihrem Elemente zurückkehren . . . "

Noch ein zweitesmal wollen wir den Autor selber citieren: „Heute ist gerade ein Monat verstrichen, seitdem ich wieder auf Mallorca bin. Die Sonne sinkt ruhig und klar am westlichen Horizonte und beleuchtet den Bug des ‚Camperdown', der jetzt auf der Rhede von Palma vor Anker liegt, und während vom Borne herüber fröhliche Weisen von der englischen Geschwadermusik ertönen, denke ich unwillkürlich an das traurige Drama der ‚Victoria', und gegen dieses dünkt mich der Schiffbruch der ‚Nixe' nur wie ein Sommernachtstraum." Solch edle Selbstverleugnung, welche eigenes Unglück geringachtet gegenüber dem größeren fremden, wie manche andere Stelle der kurzen Broschüre, speciell auch die herzliche Erwähnung seiner Schicksalsgenossen und langjährigen treuen Diener zeigen neuerdings die echt menschliche, auf der Höhe sittlicher Reife stehende Gesinnung des Autors, der seine schwungvolle und nimmerrastende Feder diesmal sein eigenes Geschick beschreiben ließ. A. v. K.

Im Wolfschart. Nach einer alten Erzählung. Von Ernst Rauscher. Druck und Verlag von Leykam, Graz 1894.

Es dürfte nicht allzu viele geben, welche sich den Titel dieser Erzählung in Versen deuten können, ohne das Buch gelesen zu haben. Und um der historischen Bedeutung des „Wolfschart" auf den Grund zu kommen, ist es nöthig, die Localgeschichte Kärntens und zwar die zur Zeit des dreißigjährigen Krieges aufzuschlagen, wo mit „Wolfschart" ein Waldgebiet des damaligen Kärntens benannt erscheint, dem ein dort gehaustes Rittergeschlecht einen reichen Kranz von Sagen und Mären hinterlassen hat. Die „Wolfschartritter" sollen sich in gar koboldhaften Späßen ergangen haben, und das reiche Material an Episoden aus dem Leben dieses Geschlechtes bietet so viel Stoff zur epischen Bearbeitung, dass es nur zu wünschen wäre, die Wolfschartsagen fänden ihren Sammler ebensogut, wie ihn andere deutsche Sagenkreise gefunden haben. — Auch Rauscher fühlte sich von dem Stoffe derart begeistert, dass er die

Sage direct behandelte und das Gelübde der Heldin Prisca in den Mittelpunkt stellte, als wenn dasselbe in der That der Brennpunkt des epischen Gefüges wäre. Sie legt das Gelübde nur einer Gefahr wegen, nur um sich vor Gewaltthaten der sinnesdurstigen Ritter zu schützen, ab, also keineswegs aus innerer Überzeugung. Wie ist dies ethisch zu billigen? Dazu tritt aber ein nicht weniger gegensätzliches Moment hinzu: Priscas Herz gehört einem braven Junker, dem sie ihr heiliges Versprechen gegeben hat. So geräth die Heldin in einen schweren Conflict; der Wunsch, dem Geliebten treu zu bleiben, collidiert mit dem, das Gelübde der Entsagung zu erfüllen, wozu sie durch eine rein äußere Veranlassung — aus weibischer Furcht vor den Wolschartrittern — bestimmt wurde. Die fromme Äbtissin Cordula scheint Priscas Vorgehen nur ungern zu billigen; doch redet sie ihr dabei zu, ohne an die Wertlosigkeit eines Gelübdes zu gemahnen, das man ablegt, um irdischen Gefahren zu entgehen.

Nach der Schürzung eines so bedeutenden Conflictes, der der Erzählung mehr dramatischen als epischen Charakter gibt und den Leser mit dem gespanntesten Interesse erfüllt, wirkt das Ende des Gedichtes mit seiner schwachen, ja unnatürlichen Lösung enttäuschend. Man darf behaupten, dass der Dichter mindestens noch einen Gesang hätte hinzufügen sollen, um dem frommen Charakter Priscas in einer befriedigenderen Lösung gerecht zu werden. Dadurch wäre die ganze Handlung mehr gerundet und psychologisch vertieft worden, während so viele angesponnene Fäden zum Schlusse nicht die Verknüpfung finden, welche der vollendeten epischen Darstellung entspräche. Im vorliegenden Falle lässt sich Priscas Thun und Lassen nur durch die Zeitverhältnisse begründen, denen freilich bloß ein Schein von Heiligkeit genügte. In der Selbstbewahrung vor der Gefahr liegt eine ungesunde religiöse Anschauung, und es lässt sich nur bedauern, dass das junge Weib nicht mehr Muth und Jugendkraft besessen hat.

Hätte der Dichter Priscas Entsagung nur mit Scheu vor der sinnlichen Liebe, mit dem Mangel dieser Gefühle, welche im Herzensglück jedes andere Ideal schwinden lassen, motiviert, dann wäre das Mädchen innerlich so weit vertieft, dass uns selbst der Schluss mit größerer Befriedigung erfüllen würde.

Rauscher hat sich entschieden zuviel von den Quellen seiner Arbeit leiten lassen und darum auch seinem Werke den Stempel jener psychologischen Vertiefung nicht aufgeprägt, der zur dichterischen Vollendung erforderlich gewesen wäre. Seine Verse sind formschön, fließend und zeigen manchmal balladenhaften Schwung, wie folgendes Bruchstück beweisen möge:

„Gleich einem Vöglein, das gefangen
Sich auf des Bauers Sprosse drückt —
Nachdem der Tag war hingegangen
Und weit die Nacht war vorgerückt —
Sogar vom harten Stein bedauert,
Daran das Wasser nie versiegt
Und tropft wie Thränen, Prisca kauert
Auf ihrem Bett, in sich geschmiegt.

Es glänzt, umsprüht von Kienspanfunken,
Wie Gold ihr Haupthaar, hold gewellt,
In Asche knisternd ist gesunken
Die rothe Herdglut und erhellt
Aufflackernd ab und zu die Wände
Mit zitternd zweifelhaftem Licht,
Das ihr das blasse Angesicht
Umschmeichelt, Brust und Schoß und Hände.
Von Freiheit mag sie einsam schwärmen,
Indessen nebenan im Saal
Beim vollen Becher, leckerm Mahl
Die Männer hinterm Vorhang lärmen.
Unflät'ge Scherze, roh Gelächter
Und angestoßner Gläser Klang
Vernimmt sie, zwischendrein Bezechter
Gebrüll und johlenden Gesang;
Es knallen Pfropfe, Flaschen klirren
Zerbrochen unter Stuhl und Tisch,
Und Worte durcheinander schwirren
Im wild chaotischen Gemisch:
„Die Würfel her! Wir wollen spielen
Um uns're Burgfrau! Höchste Zeit
Ist's wahrlich, dass von ihren vielen
Verehrern einer um sie freit!" —
„Jawohl, sonst schwindet sie zum Schatten
Noch völlig ohne Fleisch und Blut,
Und ihrem armen Tropf von Gatten
Bleibt nichts, dran er sich gütlich thut!" —
„Du loser Schäker!" — „Ei, begehrst
Du etwa ein Gespenst zu minnen?" —
„Die Teller weg! Lasst uns beginnen!
Wer einen Pasch hat, wirft zuerst!" —
„Nichts da! Wir sind beisammen heute
Vollzählig nicht." — „Begierig doch
Bin ich auf die gemachte Beute . . ."

Doch auch hier bemerken wir wie überall bei Rauscher kleine Freizügigkeiten, welche die melodiöse Wirkung der Rhythmen häufig beeinträchtigen. Satz- und Versende fallen selten zusammen, und das Hinüberschleifen des Gedankens aus einer Verszeile in die nächste vermittelst eines nicht immer glücklich gewählten Bindewortes trägt zur Hemmung des epischen Flusses nicht wenig bei. Dem zeitweisen Verfallen in die Umgangssprache mag als Rechtfertigung dienen, dass Rauscher dem Volkston gerecht zu werden sucht.

In dieser dramatischen Erzählung hat uns der Dichter einen Stoff näher gebracht, der wohl eine freiere Behandlung vertragen hätte. Doch wollen wir hoffen, von Rauscher noch andere Wolfschartsagen bearbeitet zu erhalten, da die Schönheiten seiner Dichtungen die Werke stets zu lesenswerten gestalten werden und die heimische Literaturkunde es mit Genugthuung begrüßen muss, wenn die noch unbehobenen Sagenschätze des herrlichen Berglandes Kärnten durch ein Talent von der echt poetischen Auffassungs- und Gestaltungskraft unseres Dichters der Bekanntschaft weiterer Kreise vermittelt werden.

Wien. W. A. Hammer.



Österreichisch-Ungarische Dichterhalle.

Siegesfreude.

Von Ambros Mayr.

Trient.

Wie kann so große Seligkeit
Ein einzig Herz umfassen?
Ich will es künden weit und breit
Auf Plätzen und in Gassen,
In Gassen, wo die Leute gehn,
Auf Plätzen, wo viel Menschen stehn,
Da will ich rufen weit und breit:
Ein Wunder ist geschehn!

Es zog ein rauher Mann ins Land
Mit ungestümen Sitten,
Und wo er Grün und Blumen fand,
Da half kein Flehn und Bitten,
Da half kein Bitten und kein Flehn,
Er ließ sein Nordwindbanner wehn,
Und griff er zu mit kalter Hand,
Dann war's um sie geschehn.

Ich sah ihn durch der Bäume Laub
Auf rascher Schwinge schweben,
Die Blätter warf er in den Staub
Und manchen Ast daneben;
Es unterlag ihm Zweig und Blatt,
Des Plünderns schien er nimmer satt,
Und was errafft der freche Raub,
Das welkte todesmatt.

Und jetzt? Der Unhold ist besiegt,
Sein Frevelmuth zerstoben,
Und über seinem Grabe fliegt
Die Lerche, Gott zu loben,
Zu loben Gott in hohem Flug,
Des Hand den Riesen niederschlug,
So dass, wo noch sein Harnisch liegt,
Bald Haue blitzt und Pflug!

Kannst Du lächeln unter Thränen.

Von Hermine v. Semsey.

Meran.

Kannst Du lächeln unter Thränen,
Kannst Du üb'rall Gutes wähnen,
Kannst Du heiter scherzen, singen,
Kannst Du immer Dich bezwingen,
Kannst Du trauen, nie verzagen,
Dir allein Dein Weh nur klagen,
Kannst Du lieben, warm und innig,
Kannst Du träumen, zart und sinnig,
Kannst Du jeden Freund Dir nennen,
Deine Feinde nie erkennen,
Kannst bekämpfen Du die Schmerzen,
Wenn Du fühlst den Tod im Herzen:
Dann bist Du wohl zu beneiden,
Glücklich selbst im Drang der Leiden;
Hast den Himmel hier auf Erden,
Kannst stets Deiner Meister werden!

Das ist das tiefste Leid.

Von Derselben.

Das ist das tiefste Leid,
Das sich in Worten läſst nicht klagen,
Das ist das tiefste Leid,
Das stumm im Herzen wird getragen,
Das ist das tiefste Leid,
Das in des Lebens Mark will dringen,
Das ist das tiefste Leid,
Das sich ans Licht darf niemals ringen,
Das ist das tiefste Leid,
Das alles hier kann überdauern,
Das ist das tiefste Leid,
Das bis zum Tod uns macht erschauern.

Contrast.

Von Edmund Grün.

Karolinenthal-Prag.

In der Natur lag Sonnenglanz
Und Frühlingslust,
Ich fühlt' es nicht;
Denn mein Gemüth war verdüstert ganz,
Und solchen Dust
Durchdringt kein Licht.

Ich schweifte ruhlos durchs Gefild
Und sann und sann:
Warum bin ich?
Mich peitscht umher das Leben wild,
Des Elends Bann
Hält eisern mich.

Wär's besser abzuschütteln nicht
Das läst'ge Sein?
Es wär' ein Ziel!
Mich hindert keine Lieb' und Pflicht,
Ich bin allein,
Des Zufalls Spiel. —

Jetzt brauen Nebel grau und schwer,
Durch Wald und Flur
Der Winter zog;
Nur schweigsam, öde, kalt und leer
Ist die Natur,
Ihr Glanz verflog.

Doch seltsam! Mein Gemüth ward hell,
Ein siegreich Glück
Ist eingekehrt:
Die Lieb' ergriff mich blitzesschnell,
Da wich zurück,
Was mich verstört.

In meiner Brust nun Sonnenglanz
Und Frühlingslust;
Ich fühl' es nun,
Das Leben hat mich wieder ganz —
An Deiner Brust
Darf ich ja ruhn!

Spruch.

Von Caspar Speckbacher.

Obermieming in Tirol.

Das Unglück gräbt in Erz und Stein,
Das Glück in Sand und Spreu sich ein.



Der verlorene Ring.

Eine Erzählung aus den Tiroler Bergen.

Von J. C. Maurer.

(Schluss.)

Hall in Tirol.

Etwa zehn Tage später, am letzten Sonntag vor der Adventzeit gieng es im Gasthaus zum Schwarzen Adler zu Brixlegg wieder einmal gar lustig her. Der sogenannte Katharinentanz, der letzte im alten Jahre, hatte fast die ganze Dorfjugend dort versammelt, und Trompeten, Clarinetten und Geigen klangen um die Wette, während die Paare im Reigen durch den Saal flogen. Jeder Bursch, wenn er anders für einen ehrlichen Liebhaber gelten wollte, musste nach altem Brauch heute mit seinem Liebchen zum Tanze erscheinen, und es wurde für eine Lösung des Verhältnisses angesehen, wenn diese Sitte verletzt ward. Das ganze Haus war deshalb bis aufs letzte Plätzchen gefüllt, und fröhliches Singen und Lärmen tönte zwischen der rauschenden Tanzmusik weit auf die Straße hinaus.

In einer Ecke des Saales, hinter der Musikantenbühne, hatten sich mehrere junge Burschen um einen Tisch zusammengesetzt und musterten, hinter Weinflaschen und Gläsern verschanzt, die vorbeitanzenden Paare. Veri, dem der Wein bereits zu Kopf gestiegen war, befand sich unter ihnen.

„Ei, wo steckt denn der neue Schlossmüller heute?" sagte jetzt zu letzterem einer der Burschen. „Ich dachte, dass er beim Katharinentanz gewiss nicht fehlen werde."

„Was weiß ich!" entgegnete Veri scheinbar gleichgiltig. „Er geht, wie es überhaupt scheint, wenig unter Leute. Heute aber sollt' es mich trotzdem wundern, wenn er ausbliebe. — Ihr wisst doch," fuhr er erklärend fort, „er soll ja die Marie, des verstorbenen Schachtners schönes Töchterlein, heiraten, und so muss er wohl wie jeder andere heut' sein Dirndl hieher zum Tanz führen."

„So wär' also die Sache schon richtig zwischen den beiden?" mischte sich jetzt ein anderer drein. „Ich würde es wohl kaum glauben, wenn ich's nicht, Veri, von Dir hörte."

„Die Geschichte klingt allerdings sonderbar," stimmte dieser bei. „Der reiche Müller und eine arme Näherin! Doch passt auf, wie

das so gekommen ist! Es war einmal eine Zeit, und es ist noch nicht lange her, da war die ganze Liebschaft zwischen den beiden aus und abgebrochen. Da ist nun das Dirndl zu ihm gelaufen und hat so lang geweint und gejammert, bis ihr der dumme Narr richtig zum zweitenmal auf den Leim gegangen. Hol' der Teufel die verdammten Weiberthränen!" schloss er, auf den Tisch hineinhauend, dass die Gläser klirrten.

Mittlerweile war eben ein Tanz zuende gegangen, und die Paare wandelten plaudernd im Saal herum. Da plötzlich trat Max mit Marie ein.

„Holla," rief Veri aufspringend, „da ist er ja mit seinem Dirndl! Musikanten, aufgespielt! Aufs Geld soll's mir nicht ankommen. Hab' ich auch keinen Schatz mit, so tanz' ich allein!"

Dabei warf er den Spielleuten einen blanken Thaler hin und stand mit einem Satz mitten im Saale. Die Instrumente fielen ein, und bald drehte sich wieder die ganze Gesellschaft, darunter auch Max und Marie, im lustigen Reigen. Veri hingegen tanzte für sich allein in der Mitte des Kreises. Dabei schnalzte er mit den Fingern und sang, während er zur Musik den Takt stampfte, das Schnaderhüpfl:

„Hat einer ein Dirndl
Und mag's nimmermehr,
Da nimmt er dafür gleich
Ein' andere her."

Darauf sprang und hüpfte er wieder einigemale wie toll im Kreis herum und sang dann weiter:

„Und kriegt er kein' andere,
Weil ihn keine mag,
Nimmt er wieder die erste
Gleich am anderen Tag.
Und 's Dirndl, das lasst ihn
Jetzt nimmermehr los —
So geht's halt dem Maxl,
Dem Müller vom Gschloss."

Ein allgemeines Gelächter folgte. In diesem Moment aber verstummte die Musik, die Paare stoben auseinander, und der beleidigte Müller stürzte, glühend vor Zorn, auf den Sänger los.

„Was soll das? Suchst Du etwa Händel?" schrie er.

„Willst Du mir vorschreiben, was ich singen darf?" erwiderte der andere trotzig. „Hier ist ein Wirtshaus, da thut jeder, was er will."

„Oho," widersprach ihm Max, „das ständ' wohl noch dahin! Übrigens könnt' eher ich Dir ein Trutzliedl vorsingen, wenn's mir nicht zu schlecht wär', mich mit Dir abzugeben."

Veri schlug ein rohes Gelächter auf.

„Thu's, wenn Du willst! Was liegt mir an einem Burschen, der sich an ein Dirndl hängt wie das Deine!"

„Das ist zu viel!" fuhr jener dagegen auf. „Was kannst Du der Marie Übles nachsagen? Oder meinst Du etwa gar, dass solch ein

verlogener Lump wie Du ein rechtschaffenes, braves Mädl offen beschimpfen darf? Dafür bin ich auch noch da!"

Veri schäumte vor Wuth. Leichenblass und mit rollenden Augen stand er da und konnte lange kein Wort hervorbringen.

„Was? Ich ein verlogener Lump?" keuchte er endlich. „Komm her, wenn Du Schneid' hast und keine Memme sein willst!"

Damit warf er die Joppe ab und stellte sich kampfbereit vor den Gegner. Dieser jedoch fasste ihn flink an den Hüften, hob ihn mit einem kräftigen Ruck in die Höhe und schleuderte ihn zuboden. Aber schon in der nächsten Secunde war der Besiegte wieder auf den Beinen und hatte sein Messer gezogen.

„Hin musst Du sein!" brüllte er und stürzte sich, blindlings zustoßend, neuerdings auf den Gegner.

Im selben Momente warf sich Marie, die Gefahr für Max erkennend, blitzschnell zwischen beide. Da tönte ein gellender Schrei, und mit dem Ausruf: „Jesus Maria, ich bin getroffen!" sank sie zu den Füßen ihres Geliebten nieder. Veri, als er sah, was er in seiner blinden Wuth angerichtet, warf schnell das blutige Messer von sich und stürzte zum Hause hinaus. Wilder Lärm und Tumult erhob sich jetzt unter den Anwesenden.

„Der Veri! — Wo ist er? — Er hat das Dirndl erstochen! — Setzt ihm nach! — Aufs Gericht mit dem Feigling, der ein Weib sticht!" schrie es verworren durcheinander, während eine Schar Bauernburschen sich zur Verfolgung des Flüchtigen aufmachte. Dieser jedoch hatte während der allgemeinen Verwirrung bereits einen Vorsprung gewonnen und war im nächtlichen Dunkel verschwunden.

Drinnen im Saale kniete indessen Max neben der Verwundeten am Boden und unterstützte sie mit seinen Armen, während sie todtenbleich dalag und das hellrothe Blut an ihrer rechten Schulter das schwarzsammtene Mieder färbte. Diejenigen, die noch im Saale zurückgeblieben, standen bestürzt und schaudernd im Kreise umher.

„Marie — o ich Unglückseliger!" seufzte der junge Mann.

Sie schlug die Augen auf und sah ihn einige Augenblicke stumm an.

„Sei ruhig, Max," brachte sie endlich mühsam hervor, „ich sterbe für Dich — der Stoß — der mich getroffen — war für Dich bestimmt — besser — es ist so gekommen!"

Mehr konnte sie nicht sprechen; eine Ohnmacht, die infolge des Blutverlustes eingetreten, raubte ihr das Bewusstsein.

Endlich erschien der alte Dorfchirurg, den man sofort herbeigerufen hatte.

„Geht hinaus!" befahl er ernst den Umstehenden.

Alle bis auf Max, die Wirtsleute und einige Freundinnen des Mädchens entfernten sich. Der Arzt untersuchte die Wunde und schüttelte bedenklich das graue Haupt.

„Der Zustand ist ein sehr gefährlicher," erklärte er. „Die Spitze des Messers hat die Lunge getroffen, indessen ist noch immer die Möglichkeit vorhanden, das Mädchen zu retten. Sorgt für Tücher und

Betten," wandte er sich darauf an den Wirt, „wir müssen sie nachhause bringen!"

Während er noch sprach, öffnete sich leise die Thür, und Reinhold, der alte Schlossmüller, trat herein. Angst und Schrecken sprach aus seinen Zügen.

„Was ist geschehen?" fragte er mit unsicherer Stimme. „Ich komme eben die Dorfgasse herab, um hieher zu gehen, da begegnet mir ein Haufen Bauern, schreiend und lärmend, und dabei hör' ich des Veri Namen nennen und Deinen — Max, und dass jemand gestochen worden. Doch, was sehe ich!" fuhr er, auf die Ohnmächtige blickend, fort. „Das Mädl — die Marie hier am Boden — und blutend? — Gerechter Himmel!" setzte er sichtlich bestürzt hinzu.

„Der Veri hat's gethan," entgegnete ihm Max, noch immer kniend. „Da seht her, Vetter, der Stich war auf mich gemünzt! Anstatt meiner hat der Schurke das Mädl getroffen, das mich zu schützen gesucht. Möglich, dass sie unsere Liebe mit dem Leben bezahlt."

Reinhold schien betroffen.

„Liebe?" wiederholte er. „Aus Liebe hat sie Dich schützen wollen? — Und Du?"

„Das Wort ist ausgesprochen, Vetter!" versetzte der junge Mann entschlossen. „Längst habe ich's Euch schon sagen wollen, ich liebe die Marie, und so Gott sie am Leben erhält, soll sie mein Weib werden."

Dem Alten war es, als sei er plötzlich aus den Wolken gestürzt.

„Was hör' ich?" stammelte er. „Du — und die Marie? — Ich kann Dir nichts mehr befehlen, Max — doch lass ab von ihr — nein, nur diese nicht! — O, wie gerne wünschte ich, dass sie lebe! — Und doch — ich weiß nicht, was besser wäre."

Er brach plötzlich ab und beugte sich thränenfeuchten Blickes über die Bewusstlose. Dann murmelte er noch einige unverständliche Worte, drückte ihr die Hand und verließ sichtbar erschüttert den Saal.

„Was ist's mit dem Alten?" fragte der Chirurg, dem dies seltsame Benehmen aufgefallen war, ihm nachblickend.

„Ich weiß es nicht," entgegnete der Neffe kurz.

Mittlerweile war der Verband angelegt, und man brachte die Schwerverwundete vorsichtig in ihre Wohnung. Max, der Arzt und die alte Magd blieben die Nacht über an ihrem Bette. Erst am nächsten Morgen schlug sie die Augen auf.

Indessen hatten Gendarmen und Bauern die ganze Gegend durchstreift, um des flüchtigen Veri habhaft zu werden, jedoch keine Spur von ihm war zu entdecken.

*

Woche um Woche vergieng, während Marie zwischen Tod und Leben schwebte, endlich zeigte es sich, dass die Hoffnung des Arztes nicht unerfüllt bleiben werde. Seiner Sorgfalt war es gelungen, die

Kranke dem Leben wiederzugeben, und allmählich belebte wieder das erste zarte Roth ihre Wangen, auf denen bisher nur die blasse Farbe des Todes zu schauen gewesen.

Max kam täglich zu ihr, ohne dass der alte Reinhold ihn davon abmahnte, im Gegentheil schien seit jenem Unglücksabend bei diesem eine sehr warme Theilnahme für das kranke Mädchen erwacht zu sein.

So kam endlich der Weihnachtsabend heran.

Es war am Nachmittag. Max saß in der Stube auf der Schlossmühle, mit Spahnschnitzen beschäftigt, als der Alte wie zufällig hereintrat.

„Ei, so fleißig, Max, heute an einem heiligen Christabend!" redete er lächelnd den Neffen an, während er das hellblaue Sammtkäppchen auf den Tisch warf.

„Ihr mögt allerdings meiner Arbeit, die sich besser für einen alten ausgedienten Knecht als für einen kräftigen Burschen schickt, spotten, Vetter," war die Entgegnung, „doch seht, es gibt ja sonst nichts mehr zu schaffen heut', und da wollt' ich gerad' nicht müßig sein und vertrieb mir die Zeit damit!"

„So, so — schon recht von Dir," meinte der Alte darauf, „ein junger Meister soll nie müßig gehen, will er den Knechten nicht böses Beispiel geben!"

Dabei machte er einen Gang durch die Stube, während der junge Mann emsig in seiner Arbeit fortfuhr.

„Was ich Dich übrigens fragen wollte," nahm er sogleich das Gespräch wieder auf, „wie geht es der Marie?"

„Danke Eurer Nachfrage, Vetter!" versetzte der andere darauf. „Sie ist bereits imstande, das Bett zu verlassen und den größten Theil des Tages im Zimmer zuzubringen."

Eine kurze Pause trat ein, Reinhold schien über etwas nachzudenken.

„Und wenn das Mädl wieder genesen, wirst Du sie wahrscheinlich heiraten," fragte er, „nicht wahr?"

Max war allem Anscheine nach etwas verlegen und stockte mit der Antwort.

„Ich weiß, Ihr seid der Marie nicht gewogen," sagte er nach einer Weile ausweichend.

Der Alte sah ihn forschend an.

„Wie kommst Du zu dieser Behauptung?"

„Je nun," erklärte jener, „war's doch stets, solange des Mädchens Eltern lebten, als hätte zwischen ihnen und Euch, Vetter, ein unfreundliches Verhältnis bestanden; ja Ihr wusstet den beiden sogar immer auszuweichen, wenn etwa Geschäfte eines von ihnen in die Mühle führten."

„Das möchte allerdings wahr sein," bemerkte der andere kurz. „Doch lassen wir das! Wir redeten ja vorhin von Marie. Wie lange kennst Du das Mädl?"

„Nahezu vier Jahre," lautete der Bescheid. „Ich war abwesend, und sie ist mir treu geblieben."

Der alte Müller schritt wieder schweigend ein paarmal auf und ab, als wollte er über das Gehörte nachdenken.

„Weißt Du auch, dass Marie nicht die wirkliche Tochter Schachtners ist?" fragte er plötzlich.

Max ließ die Arbeit ruhen und sah ihn befremdet an.

„Woher wisst Ihr das? Davon hat Marie nie gesprochen."

„Glaub's wohl," versetzte Reinhold, „weiß sie doch wahrscheinlich selbst nichts. Es ist eine alte Geschichte," fuhr er fort, „über die längst das Gras gewachsen. Ich erfuhr sie zufällig, hab' sie auch nie jemand anvertraut; Dir aber, weil Du gesonnen bist, das Mädl zu heiraten, soll sie kein Geheimnis bleiben."

Nach dieser Einleitung setzte er sich in einen Lehnstuhl dem Neffen gegenüber und begann zu erzählen:

„Die Mutter der Marie, ‚die schöne Vroni' hat man sie einst geheißen, war nicht von hier daheim sondern eine Fremde und stand vor etwa zwanzig Jahren in einem Städtchen in Bayern als Magd im Dienst. Dort lernte sie gelegentlich auf dem Tanzboden einen jungen Menschen kennen, mit dem fieng sie eine Liebschaft an, und er versprach ihr, sie zu heiraten. So gieng die Sache eine Weile fort, bis der Bursche wieder weiter zog. Kaum aber war er weg, hängte er sein Herz an eine andere, die Vroni war vergessen, und nach kurzer Zeit führte er die zweite, die überdies reicher Leute Kind war, als Braut heim. Jenes Verhältnis war aber nicht ohne Folgen geblieben, und eben am Tage, ehe der Verführer Hochzeit machte, kam ein junges, bleiches, abgehärmtes Weib zu ihm mit einem kaum drei Wochen alten Kind auf dem Arme — es war die Vroni. Die bat und beschwor ihn, dass er sich des Kindes, seines und ihres Kindes, annehmen möge, sie begehre ja nicht seine Hand, nur des Kindes möge er sich erbarmen. Und er, er war ein schlechter Mensch, so schlecht, dass er sogar sein eigen Fleisch und Blut verleugnete, und er stieß sie von seiner Schwelle hinweg."

Der Alte schien plötzlich von einer heftigen Gemüthsbewegung ergriffen, und mit unsicherer Stimme fuhr er in seiner Erzählung weiter:

„Da verfluchte sie ihn mit allen Flüchen, deren nur die Verzweiflung fähig ist, und sprach die Verwünschung aus, ein gäher Tod möge ihn hinraffen und dies Kind Unglück über sein Haus bringen."

„Und ist der Fluch in Erfüllung gegangen?" unterbrach der junge Mann den Erzähler.

„Nein," erwiderte dieser. „Fast scheint es, als ob er in Segen verkehrt worden wäre. — Jenes Kind aber ist die Marie."

„Und was geschah dann mit der Vroni weiter?" drängte ersterer zum Schlusse.

„Es ist bald gesagt," bemerkte Reinhold. „Sie heiratete ein paar Jahre darauf den Bergknappen Schachtner, nicht aus Neigung, sondern um dem Kind einen Vater zu geben. Mit ihm kam sie endlich hieher, und so galt Marie hier allgemein als seine Tochter. Übrigens wünsche ich, dass Du dem Mädl nichts von dem, was ich Dir erzählte, mittheilen mögest. Wenn es Zeit ist, wird sie es erfahren."

Damit schloss er, und Max versprach, seinem Wunsch zu gehorchen.

Geraume Zeit vergieng, ohne dass ein Wort zwischen ihnen gesprochen wurde. Der junge Mann räumte sein Arbeitsgeräth beiseite, während der Alte, am Fenster stehend, in die schneebedeckte Landschaft hinaussah.

„Höre," brach endlich letzterer wieder das Schweigen, „ich bin Marie noch meinen Dank schuldig! Der Himmel weiß, welches Unglück sie mit Gefahr des eigenen Lebens von Dir abgewandt! Wie wäre es, wenn ich hingienge? Es ist heute Christabend, das wäre eben eine schickliche Zeit dazu."

„Ja, thut das, Vetter!" bestärkte ihn der Neffe in seinem Vorhaben. „Ich werde bald nachkommen."

Damit trennten sie sich, und Reinhold stieg in seine Kammer hinauf, um sich zum Besuch, den er vorhatte, sonntäglich anzuziehen.

❦

Die Abenddämmerung brach an, und eine feierliche Sabbathstille lag über dem Dorfe Brixlegg. Es war ja die Zeit, wo mit dem heiligen Christ und dem grünen Weihnachtsbaum Freude und Friede in jedes Haus einziehen und selbst Menschen, die sich ferne stehen, sich enger als sonst aneinanderschließen. Darum waren die Fenster fast überall hell erleuchtet, und fröhliche Kinderstimmen drangen daraus hervor, als Meister Reinhold vorüberzog. Eigenthümliche Gedanken mochten dabei dem alten Mann durch den Kopf gehen, und manchmal war es sogar, als glänzte eine Thräne in seinem Auge — er war ja kinderlos!

Endlich war das bekannte Bergmannshäuschen am Ende des Dorfes erreicht. Die Wohnstube war finster, in der Kammer nebenan aber schimmerte ein Licht durch den rothen Fenstervorhang.

Dort saß Marie im weißen Nachtgewand, das Haar aufgelöst, in einem Lehnstuhl, und Grete las ihr aus einem Buche vor, als der gewesene Schlossmüller nach leisem Anpochen eintrat.

Das Mädchen schien überrascht und bot ihm einen Stuhl an, den die Magd dienstfertig herbeigerückt hatte, und auf den er sich ohne Umstände niederließ. Dann zog sich letztere in die Stube zurück. Eine peinliche Stille folgte.

„Ich dachte wohl kaum, dass Ihr mich besuchen würdet, Meister Reinhold!" nahm jetzt die Kranke das Wort. „Umsomehr freut es mich, dass Ihr gekommen seid."

Dabei streckte sie ihm ihre schmale blasse Hand entgegen, die er mit Wärme drückte.

„Es wäre dies ohnehin schon lange meine Pflicht gewesen, wenn es Deine Gesundheit erlaubt hätte," antwortete er. „Nun aber, da Du gerettet bist, drängt es mich vor allem anderen, Dir für den Muth und die Entschlossenheit zu danken, womit Du damals die drohende Gefahr

von meinem Neffen abgewandt hast. Leider hast Du dabei Dein eigenes Leben in die Schanze geschlagen."

Die Angeredete lächelte wehmüthig.

„Lasst es gut sein, Meister!" sprach sie. „Was wäre auch daran gelegen gewesen, wenn ich gestorben wäre? Ich habe keine Verwandten, keinen Vater, keine Mutter mehr; niemand hätte an meinem Grabe geweint."

Reinhold schien seltsam bewegt.

„Niemand, Marie?" wiederholte er bedeutsam. „Glaube einem alten Mann, Du bist nicht so verlassen, als Du zu sein scheinst! Es gibt Menschen, denen Dein Schicksal näher geht, als Du Dir vielleicht einbildest, Menschen, die Dein Glück machen wollen."

Marie sah ihn fragend an und wiegte das schöne Haupt.

„Ich wüsste nicht, wo ich die finden sollte."

„Ich bin ein Greis und kinderlos, mein Weib starb nach kurzer Ehe, und einsam fließt nun mein Leben dahin, bis ich selbst einmal in die Grube sinke. Und darum möchte ich am Abend meines Lebens jemand um mich haben, der meinem Herzen recht nahe steht, so nahe wie das Kind dem Vater, ein Wesen, das wie ein guter Geist um mich waltet und mir die wenigen Jahre verschönt, die ich vielleicht noch zu leben habe. Wolltest Du dies Wesen sein, Marie? Wolltest Du dies Häuschen verlassen, das Arbeiten für fremde Leute aufgeben und zu mir auf die Schlossmühle ziehen?"

Eine leichte Purpurröthe überflog bei diesen Worten das Antlitz des Mädchens, sie schien einen Augenblick zu überlegen.

„Ihr meint es gut mit mir, Reinhold," sagte sie endlich. „Leider aber darf ich Eure Güte nicht annehmen."

„Du willst also nicht zu mir auf die Schlossmühle kommen?" forschte er nochmals in gekränktem Tone.

„Ich kann nicht — nein," war die Antwort.

„Auch nicht, wenn mein Neffe, der Max, Dich als sein Weib dorthin führen würde?" fuhr er beinahe flüsternd fort.

Marie wusste nicht, ob sie recht verstanden.

„Ihr scherzt wohl? Oder würdet Ihr es wirklich zugeben, dass das Kind eines armen Bergknappen des reichen jungen Schlossmüllers Weib werde, das Weib Eures Neffen?" entgegnete sie verwundert.

Der Alte war aufgestanden und strich mehrmals mit der Hand über die Stirn, als wollte er seine Gedanken sammeln.

„Du scheinst nicht zu wissen, Marie," sprach er ernst und langsam, „Schachtner war nicht Dein Vater!"

Das Mädchen fuhr betroffen auf.

„Nicht mein Vater? Woher wisst Ihr das?"

Der Gefragte gab keine Antwort.

„O Gott," fuhr sie darauf, wie aus einem Traum erwachend, weiter, „war dies nicht auch der Sinn der letzten Worte, die meine sterbende Mutter gesprochen, ehe der Tod ihre Lippen schloss? Damals

glaubte ich, sie rede im Fieber, und doch — wär's denn wahr, was sie sagte? — Alter Mann, Ihr wisst mehr, als Ihr mir anvertrauen wollt!"

„Wohl möglich," erwiderte er, und seine Stimme zitterte. „Deine Mutter hat auf dem Todbette bei vollem Bewusstsein die Wahrheit gesprochen. Möge sie demjenigen verzeihen, der sie einst ins Unglück gestürzt, der alles Leid und Unrecht, das er ihr zugefügt, an Dir sühnen möchte! — Marie," rief er, indem er seine Gefühle nicht mehr zurückhalten konnte, „Marie, Du bist mein Kind!"

Bei den letzten Worten breitete er die Arme aus, um sie zu umfangen. Das Mädchen jedoch blieb einen Moment überrascht und wie angewurzelt stehen.

„Ich — Euer Kind?" sprach sie, als könne sie das Gehörte kaum fassen.

„Ja, Du bist es!" gab er zur Antwort, und mit dem Ausruf: „Mein Vater!" flog sie an seine Brust.

Mittlerweile war Max, der bald nach Reinhold angekommen und draußen in der dunklen Stube, unbemerkt von den beiden, Zeuge dieser Scene gewesen war, durch die offene Thür eingetreten.

„Vetter! — Marie! — Was hörte ich!" rief er. „O, nun ist mir alles klar!"

„Nimm sie hin," erklärte darauf der Angeredete, die fest Umschlungene loslassend, „nimm sie aus meinen Händen — als Deine Braut!"

Im nächsten Augenblick lagen die Liebenden einander in den Armen. Da auf einmal tönte, von hellen Stimmen gesungen, der Chor der umziehenden Kinder von der Straße herein:

„Stille Nacht, heilige Nacht,
Friede den Menschen auf Erden!"

Eine feierliche Pause folgte, bis die Melodie sich allmählich in der Ferne verlor.

Nun erst hielt es Grete, die bisher schüchtern auf der Schwelle gestanden, an der Zeit, ihren Glückwunsch vorzubringen.

„Habe ich doch alles gewusst!" sagte sie dabei, zum Mädchen gewandt. „Deine Mutter hatte mir's anvertraut, aber ein Eid band mich zu schweigen. Nun ist er gelöst."

Marie genas bald wieder vollkommen, und als im Frühling die Osterglocken die Auferstehung des Herrn verkündeten, läuteten sie zugleich zur Trauung des jungen Brautpaares.

Beide lebten glücklich, und der alte Reinhold pflegte oft zu sagen, dass mit Marie der Segen bei ihm eingezogen.

Grete übersiedelte, nachdem das kleine Häuschen im Dorf an einen anderen Besitzer übergegangen, ebenfalls nach der Schlossmühle, wo sie in Ruhe ihr Leben zubrachte.

Veri blieb lange verschollen. Endlich im Sommer, nachdem der Schnee im Hochgebirg vergangen, fanden zwei Touristenführer seine

Leiche in sitzender Stellung unter einer überhangenden Felswand. Wahrscheinlich hatte er auf seiner Flucht dort Schutz gesucht und war im Schnee erfroren.

Wenn viele Jahre später ein Besucher auf die Schlossmühle zu Mehren kam, dann erblickte er in der Stubenecke über dem eichenen Familientisch hinter Glas und Rahmen einen verdorrten Myrtenkranz, in dessen weißes Band ein kleiner silberner Fingerreif eingeflochten war. Es war Maries Brautkranz und dabei der verlorene Ring.



Für die Redaction verantwortlich: Franz Grünanger.
K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.